

SCHWEIZERISCHE MONATSSCHRIFT NR. 6 JUNI 1946 FR. 2.50



HYGIS

SAVON HYGIS

POUDRE HYGIS

CRÈME HYGIS

Ihren blühenden Teint und ihr jugendfrisches Aussehen verdanken Tausende von Frauen unsern Hygis-Produkten: Der Hygis-Hautnähr-Crème, der milden Hygis-Seife und dem feinen Hygis-Puder.

CLERMONT ET FOUET

AUGUSTE RENOIR:

Porträt der Mlle Henriot
Privatbesitz Winterthur



Du

Schweizerische Monatsschrift Juni 1946 Nr. 6 6. Jahrgang

Aus dem JULI *– Heft:*

Französische Frauenbildnisse mit farbigen Wiedergaben nach Odilon Redon, Matisse, Picasso

Amerikanische Urlauber in der Schweiz, aquarelliert von Zürcher Kindern

Die Ukraine in Farbenphotos

Von der Schöpferkraft der Natur, von Dr. Adolf Koelsch

Der Märchendichter H. C. Andersen als Zeichner in der Schweiz

Hamilton Basso: Das Märchenalter, eine Erzählung
Arnold Lunn: Peter Taugwalder und das Matterhorn
Walter Escher: Der Sommer im Volksleben
Jacques Berna: Das zärtliche Velo

●

Bitte an unsere Leser: Wer könnte uns für einige Zeit das Kinderbuch «Mutter Grün erzählt» (Titel jedoch unsicher, jedenfalls ist es nicht das Werk des Dänen Carl Ewald) ausleihen? Es gibt davon eine grüngebundene Ausgabe mit einigen farbigen Holzschnitten, darunter einen schwarzen Hahn mit rotem Kamm, sowie gelben Sonnenblumen. Wir konnten das Buch in keiner Bibliothek auftreiben. Schönen Dank zum voraus! W. R. C.

HIER SCHREIBT DER LESER

Harvard University (USA.), 1. Mai 1946

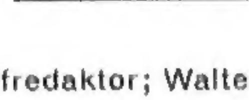
Mit der Zusendung Ihrer Zeitschrift «Du» haben Sie mir eine große Freude bereitet. Mag sein, daß Sie es seltsam finden, wie ein Mensch, der täglich mit Zeitschriften überfüttert wird, Freude an einer Zeitschrift haben kann, die von einem «kleinen» Lande kommt. Und doch ist es so!

Und es ist nicht die Tatsache, daß Ihre Zeitschrift in meiner Muttersprache gedruckt ist und ihren Lesern Farbendrucke bietet — nein, es ist das «Wie», das mich in Ihrem «Du» so anzieht. Und das nicht nur in bezug auf den redaktionellen Teil, es spiegelt sich auch in der Art, wie der Reklameteil der Zeitschrift aufgemacht ist.

Es mag vermessen sein, Ihnen einen Rat zu geben, aber ich kann nicht umhin, Ihnen zu sagen, daß Sie fortfahren sollten, Ihre Zeitschrift auf der Höhe zu halten, die Ihre Weihnachts-Ausgabe bietet. Europa liegt in schweren Krämpfen — sein Herzstück, Deutschland, ist dem Tode nahe; aber geben Sie, wie der Beitrag: «Bekenntnis zu Europa» mit Recht betont, nicht die Hoffnung auf ein neues Europa auf; es wird und *muß* kommen! Und wenn die Schweiz in diesem großen historischen Prozeß die Rolle des Bannerträgers einer neuen europäischen Kultur spielen soll, dann muß dieses Land Ausdrucksorgane haben, die dieser Rolle würdig sind. Darum: erhalten Sie Ihr «Du» und pflegen Sie es, bis es zu einem «Wir» aufwachsen kann.

Ihr sehr ergebener N. N.

Dozent an der Universität



Redaktion: Arnold Kübler, Chefredaktor; Walter Robert Corti; Dr. Albert Bettex
Graphische Gestaltung: Emil Schulthess.

Druck und Verlag: Conzett & Huber, Morgartenstr. 29, Zürich 4. Tel. 251790.
Verantwortlich für den Inseratenteil: W. Sinniger, Zürich, Morgartenstr. 29.
Insertionstarif auf Verlangen.
Abonnement jährlich Fr. 24.—, Ausland Fr. 32.—, Einzelheft Fr. 2.50.
Bezug durch jede Buchhandlung, durch die Post oder vom Kiosk.

VERLAG CONZETT & HUBER ZÜRICH

Morgartenstraße 29 Telephon 251790 Postcheck-Konto VIII 3790


ATMOS
LEBT VON DER LUFT
12
3
6
9
JAEGER-LECOULTRE

Mit echtem Silber die Tafel verschönern, welche Freude und Genugtuung für jede Hausfrau!



Zu unserm Juniheft

Den ganzen Tag hindurch kippte aus den heranfahrenden Eisenbahnwagen die Kohle in den Schiffsbauch hinunter. Cardiff-Harbor! Staub stieg in Wolken aus der Tiefe, Staub drang durch jede Ritze; schwarzer Staub überall, Staub, Staub! Als ich an Bord kam, war der andere Zeitungsschreiber schon da, das heißt es war nur ein Zeitungsschreiber da, nämlich jener, da ich in Wahrheit eben keiner war, sondern einer nur möglicherweise sein sollte. Der andere: Föjletong-Redakteur eines Weltstadtblattes, den der Schiffseigner zu einer Afrikafahrt auf diesem Steamer eingeladen hatte, der in Wahrheit ein Dreckkahn war. Ich: die zweite Garnitur für den Fall, daß jener von einem Hai gefressen würde, durch Frauengunst zu dieser Sache gekommen, immerhin mit der Verpflichtung, nicht ohne Geschriebenes heimzukehren. Dabei hatte ich bis dahin nur Schulaufsätze und Liebesbriefe verfaßt. Der Kapitän war magenkrank und verdrossen, er verachtete den Redakteur ein wenig, mich etwas mehr, aber die Mannschaft hielt zu mir, denn ich hatte meinen weißen Landrattenkragen ausgezogen und ein Seemannshalstuch aus Cardiff-Harbor ein für allemal umgebunden. Der Föjletong-Redakteur zog nichts aus, sondern etwas an, nämlich Handschuhe um der Reinlichkeit willen und belächelte mein Halstuch.
Er führte eine Schreibmaschine mit, ich aber trug vier Paar Unterhosen übereinander, weil es nämlich März und kaltes Wetter war, weil man aber auf einem Afrika-Kohlenkahn keine Mäntel auf sich trüge, wie ich gemeint hatte. Jener sagte, daß er sein Büro im Eßraum aufschlagen würde, während ich gedacht hatte, daß er froh wäre, jeglichem Büro entronnen zu sein. Er hatte den ersten Reiseaufsatz fürs Weltblatt bereits verfaßt: «Leben in London.» Er gab ihn mir zu lesen, der auf der Ueberfahrt Calais—Dover entstanden und bei der Ankunft in London eingeworfen worden war. In dieser Reihenfolge steckten des Redakteurs Fähigkeiten. Ich las verblüfft. Das Geschriebene war eigentlich Gelesenes des Redakteurs, das er für Gesehenes ausgab. Er triumphierte, aber hernach sah ich, daß er das Schiff nicht sah, drauf wir fuhren, weil er nämlich nichts Gelesenes drüber in seinem Gedächtnis vorfand. Wir fuhren nun im Bristol Channel. Er war in Sorge. Ich auch, aber ich dachte, mit Schreiben zu warten, bis ich genug würde gesehen haben. Das konnte der andere nicht, denn er war ein Redakteur und mußte zuvorkommen, der Konkurrenz zuvorkommen, den Dingen zuvorkommen, gar seinen eigenen Gedanken zuvorkommen. Ein Zuvorkommender! Ich aber wollte mich ironisch zeigen und schlug in entsprechendem Ton ihm einen Artikel vor: «Das schwarze Schiff.» Drauf setzte er sich an seine Schreibmaschine, schrieb einiges und setzte drüber: «Das schwarze Schiff.» Ich aber zog eine Unterhose aus, denn wir waren inzwischen in die Nähe der spanischen Küste gekommen. Nun waren es nur noch drei. Vor Lissabon brach das junge Schwein, das der Kapitän für die Küche in England gekauft hatte, aus seinem Käfig an Deck beim Füttern aus und rannte der Reling entlang. Der Koch fing es wieder ein.
«Feinen Artikel hätte das gegeben», sagte ich hohnvoll zu dem Schreiber: «Schwein über Bord!» Da ging er hin, schrieb fürs Weltblatt einen dünnen Bericht: «Schwein über Bord.» Ich aber zog eine Unterhose aus, denn wir lagen vor Cadix. Nun waren es nur noch zwei. Drei unserer Leute waren krank, der Kapitän fluchte, wir machten zu wenig Fahrt, denn es kam nicht genug Kohle vor die Feuer. Einen Tag lang arbeitete ich in den Bunkern. Unterdessen saß der Föjletong-Redakteur im Sessel und langweilte sich. Schwarz kam ich wieder an den Tag: «Wie wär's mit einem Artikel ‚Ich als Kohlentrimmer'?» Da ging er hin, schrieb mein Erzähltes auf, schrieb seinen Namen drunter und setzte drüber: «Ich als Kohlentrimmer.» Ich selber aber zog eine Unterhose aus, denn wir schwammen vor der afrikanischen Küste. Nun war deren Zahl in Ordnung. In Messina war dem Redakteur das Zusammensein mit sich selber so verleidet, daß er von Bord ging und in die Weltstadt in sein Büro zurückkehrte. Fort! Als ob ihn ein Haifisch gefressen hätte. Nun blieb ich als alleiniger Berichterstatter übrig. Er bat mich um die afrikanischen Nachrichten fürs Weltblatt. «Gerne», sagte ich, «und wie wär's mit einem letzten Streich?» sagte ich: «Abschied vom Halstuch»? In der Weltstadt hab ich's viele Wochen später aus seiner Feder gelesen: «Abschied vom Halstuch.» Dessen schöne Farbe war zu meinem Leidwesen gänzlich unerwähnt geblieben — wir haben zum Ausgleich sie nun zum Stichwort dieses Heftes gemacht — bitte, sehen Sie nach!

Arnold Kübler


7



Warum ist der Himmel so blau?

VON WALTER ROBERT CORTI

«Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
das feuchtverklärte Blau?» Goethe

Wie die Meerestiere am Grunde ihres Wasserozeans, so leben wir vergleichsweise auf dem Boden eines riesigen Luftmeeres, das unsere Erde als eine gewaltige Gashülle umgibt. Dieser Luftmantel ist geschichtet: nach unten zu bildet die etwa 12 Kilometer hohe «Wetterzone» jenen heimatlichen Bereich, in dem wir leben, weben und sind. In seiner windbewegten Sphäre fliegen die Buchfinken, die Adler und die Piloten, fahren die Wolken, toben die Gewitter und bildet sich Regen, Hagel und Schnee. Das Gasgemisch dieser Schicht enthält viel Stickstoff (78%), etwa 20% des lebenswichtigen Sauerstoffes, Spuren von Edelgasen, 0,03% der schicksalsreichen Kohlensäure und wechselnde Mengen von Wasser. Darüber erhebt sich die ruhige «Stratosphäre», die August Piccard in seiner berühmten Kugel bereiste, die etwa bis zu einer Höhe von 70 Kilometern reicht, in welcher der Stickstoff weiter vorherrscht und die den eigentlichen Wärmemantel der Erde gegen die unvorstellbare Weltraumkälte von — 273 Grad Celsius bildet. Auf diese beiden folgt dann die «Ionosphäre», worin der Stickstoff durch den Wasserstoff abgelöst wird, in der die Nordlichter spielen und die Sternschnuppen aufzuleuchten beginnen. Sie muß sich bis 1000 Kilometer hoch erstrecken, und je mehr wir sie erforschen, um so rätselreicher werden ihre Probleme*.

Das griechische Wort atmos bedeutet Dampf, Dunst, Luft. Es ist mit dem indischen atman, Atem, Geist, verwandt, von dem sich wiederum unser Atem, Odem, herleitet. sphaira heißt Kugel. Wo es keine Atmosphäre gibt, kann auch kein Lebewesen atmen. Das ist auf dem Monde der Fall. Die kleinsten Teilchen der Luft, die Moleküle, sind in dauernder Springbewegung begriffen. Sie durcheilen in der Sekunde eine Strecke von 450 Metern; zöge sie die Erdmasse nicht beharrlich und mächtig an, so wären sie schon längst in «alle Welt hinaus» gesprungen. Gerade dies ist bei unserem kleinen Nachbarn geschehen. Seine Anziehungskraft ist sechsmal kleiner als die bei uns herrschende; wer hier einen Meter hoch springen kann, dem gelingen dort mühelos sechs Meter. Erst 81 Mondkugeln ergeben die Gewichtsmasse unseres Planeten: mit seiner so viel geringeren Gravitationskraft vermochte darum der stille Freund unserer Nächte die unruhigen Luftibusse seiner einstigen Atmosphäre nicht zu halten.

Die Folgen sind ganz außerordentlich. Die tote Kraterlandschaft liegt in einer erbarmungslos niederbrennenden Strahlenflut der Sonne. Wo sie hinfällt, wird der Boden bis zu 118 Grad erhitzt, gleichzeitig herrschen im Schatten bis zu 153 Grad unter Null. Deshalb gibt es auf dem Monde längst kein Wasser mehr, seine großen Mare sind leer. Es fehlen Wiesen und Wälder und jegliches Getier, es kann kein Feuer brennen, da der Sauerstoff fehlt, der jede Flamme, auch die des Lebens, ermöglicht. Kein Laut dringt an unser Ohr, vergeblich versuchten wir das dort ungemein deplacierte Lied vom guten Mond zu singen; die Geige bleibt stumm, eine Dynamitexplosion ließe sich nur optisch erkennen. Der Mondhimmel ist kohlrabenschwarz wie der ganze, weite, kalte Weltenraum. Auch tagsüber, beim grellen Schein der Sonne, sind darin die Sterne zu sehen. Aber blinken und funkeln sie bei uns freundlich, so wirken sie dort als starre, böse, stechende Lichtpunkte. Die Sonne imponiert mit den zackigen Flammen ihrer sogenannten Korona, der bis 3 Millionen Grad heißen Gaswolken ihrer Umgebung, als ein furchtbares Glutwesen. Das Licht prasselt schonungslos hernieder und würde ein ungeschütztes irdisches Wesen augenblicklich töten. Und zwar wären es nicht allein die langwelligen Wärmeerreger, sondern vor allem auch die kurzwelligen, energiereichen, ultravioletten Strahlen, denen diese tötende Gewalt eignet. Unsere Atmosphäre schirmt uns besonders die über Blau und Violett hinausliegenden Wellen ab; schon in hohen Schichten werden sie vom dort vorhandenen Ozon verschluckt. Was dann noch davon zu uns heruntergelangt, bräunt die Haut und ist in kleinen Dosen sogar lebenswichtig. Auf dem Monde aber kommt die ganze ultraviolette Fracht ungebrochen an. Bricht dort der Tag an, so kündet keine rosige Dämmerung sein Kommen. Urplötzlich ist die quälende Grelle da. Im Kraterschatten läßt sich nicht lesen, ein Nordzimmer bleibt dunkel. Höchst ungemütlich wirken auf dem Monde schließlich noch die kleinen und größeren Eisensteine, die aus dem Weltall stammen und hart zu Boden schlagen. Es sind die Meteore, die in der irdischen Atmosphäre meist am Luftwiderstand zu feiner Asche verbrennen und dann als Sternschnuppen aufleuchten.

Bergdohle (Wallis) Photo W. Nefflen





Sollte es dem Menschen je gelingen, den bleichen Freund der Liebenden und Dichter wirklich zu besuchen — er wird dankbar zu seiner Erdenheimat zurückkehren wollen und vielleicht erst dann die Fülle ihrer Daseinsgüte voll erkennen.

Herrlich ohnegleichen wölbt sich der blaue Himmelsdom über die besonnten Lande. Aber er ist nicht hoch wie ein Zirkuszelt, wie eine geometrische Halbkugel, sondern erscheint als ein «gedrücktes Gewölbe», abgeflacht wie eine riesige, niedrige, blauleuchtende Uhrschale. In Genf ist diese etwa so groß wie in Bern oder in Rom oder in Prag. Daraus ergibt sich zwingend, daß der «Himmel» größer sein muß als die blauen Uhrschalen unserer vergleichenden Erinnerung. Nachts, wenn die Sterne aus dem Dunkel leuchten, ahnen wir mehr von der wahren Größe des Alls. Tags aber stehen die Wolken zu unseren Häupten mit denen des fernen Horizontes in einer merkwürdig erdnahen Ebene. Die Sphäre, in der sie schweben, reicht, wie erwähnt, nicht höher als 12 Kilometer, und diese niedrige Hülle umschließt die ganze Erde wie ein Mantel. Stehen wir am Strande und schauen in die «unendliche» Weite des Meeres hinaus, so liegt die letzte sichtbare Wasserlinie etwa 5 Kilometer von uns entfernt! Die folgenden Flächen werden unserem Blicke infolge der Erdkrümmung entzogen, darum versinken in jener Ferne auch die Schiffe langsam, bis zuletzt nur noch die Schornsteine und schließlich der Rauch zu sehen sind. Aber über die Horizontlinie hinaus richtet sich der Blick dann tatsächlich in die Unendlichkeit. Und zwar sehen wir senkrecht über unserem Kopf auf dem kürzesten Wege durch den Luftmantel in den Weltraum hinaus: zuerst durch die 12 Kilometer der wolkenführenden Wettersphäre und dann noch durch die 58 Kilometer der unbewegten Stratosphäre. Nun leuchtet ein, daß wir in der Richtung des Horizontes einen längeren Weg zunächst innerhalb des Mantelstoffes selber schauen müssen — mehrere hundert Kilometer**! Schaue ich direkt durch eine Glasscheibe, so zeigt sich alles hell und deutlich, schaue ich von der schmalen Seite durch die Fläche, erscheint alles dunkel und verschwommen. Auch die Atmosphäre läßt sich mit einer Glasscheibe vergleichen, durch die wir nach oben auf dem kürzesten Weg ins Weltall blicken, horizontal aber erst mächtig viel Glas zu durchdringen haben. Nun ist es freilich nicht unsere «Sehkraft», welche dies vollbringt. Es sind die Strahlen der Sonne, die den Gasmolekülmantel durchbahnen müssen. Steht sie hoch über uns, haben sie den kürzesten Weg zu leisten, es ist heller, hoher Mittag, Mensch und Tier suchen sommersweile den Schatten auf; steht sie aber am Horizont, dann werden Licht- und Wärmestrahlen bei der langen Passage durch die Glas-Luft-Scheibenfläche reichlich absorbiert: der Abend dunkelt herein, und seine Kühle breitet sich aus. Mittags können wir nicht in die Sonne schauen, die schmerzerregenden Strahlen wirken zu stark, abends aber betrachten wir das untergehende Gestirn ohne Schaden, wieder haben seine Strahlen in der langen Luftschicht von ihrer Gewalt verloren. Unsere Lufthülle ist jedoch nicht nur ein Wärme- und Lichtschlucker. Ihr ist es noch gegeben, mit der in sie eindringenden Strahlenflut ein wundersames Spiel zu treiben . . .

Gelangen die «Lichtquellen», die «Strahlen» der Sonne, in unser Auge, so werden sie von den Zellen der Netzhaut aufgefangen und in die Sehregion des Gehirnes geleitet. Dort «entsteht» dann die Lichtempfindung: «Licht» gibt es also nur, wo sich lichtempfindende Wesen finden, in denen die objektiven Strahlen das subjektive Erlebnis der Helle erregen. Daß wir beide Sachverhalte mit dem gleichen Namen bezeichnen, stiftet leider viel Verwirrung, läßt sich aber nur schwer ändern. Die volle Lichtstrahlung der Sonne stellt ein unausdenklich inniges Gemisch verschiedenartiger Wellen dar, die sich physikalisch vor allem durch ihre spezifischen Längen charakterisieren lassen. Unter einer Wellenlänge wird dabei der Abstand von einem Wellenberg zum nächsten Wellenberg verstanden, ganz so, wie wir es bei den Wellen des Wassers an einem Quai auch beobachten können. Geraten sie alle zugleich in unser Auge, so sind wir nicht imstande, anzugeben, daß in diesem Gemisch verschiedene Qualitäten stecken. Fällt aber volles Sonnenlicht etwa auf eine Graswiese, so verschlucken die chlorophyllhaltigen Blätter alle Wellen, mit Ausnahme einer bestimmten Sorte, die nun zurückgestrahlt in unserem Gehirn die — Grünempfindung hervorruft! Fällt Sonnenlicht auf eine Enzianblüte, eine Rose, eine der schönen Bachbumbeln, dann verschlucken die Blumenblätter jeweils alle Wellenarten, mit Ausnahme jener, welche das leuchtende Blau, das tiefe Rot, das behagliche, tröstende Gelb in uns erregen. Fällt «weißes» Licht auf ein weißes Papier, so wird es nach allen Seiten, diffus, zurückgeworfen. Das heißt, ein Papier, bei dem dies geschieht, nennen wir eben weiß. Verschluckt es dagegen alle Wellen des ankommenden Lichtes, dann heißt es uns schwarz. Wenn wir diese Zeilen lesen, absorbiert die Druckerschwärze der Buchstaben alle Wellenarten, und sie selber werfen nichts zurück. Was in unser Auge gelangt, ist lauter diffuses Licht aller Wellenlängen, in dem die Buchstabenfiguren viele kleine Lücken oder Löcher bilden. Das «weiße» Sonnenlicht ist genau genommen weder weiß, noch überhaupt sichtbar. Erst wenn es an einer Wolke, an einer Kalkwand, an einem Papier, an einer Schneefläche diffus zerstreut wird, haben wir die Weißempfindung. Wenn die Lehrbücher über diese Dinge berichten, vergessen sie regelmäßig zu sagen, daß in keinem Märchenbuch so wunderbare Dinge vorkommen wie in unserem gewöhnlichen Alltag.

Fortsetzung Seite 50

Seiten 8/9: Wehntal/Jura. Photos Ernst Brunner

Seite 11: Photo Werner Bischof





PAUL KLEE: *Unterwassergarten. Privatbesitz Bern*

Marines und Ultramarines

VON ADOLF PORTMANN

Es gibt Tage, an denen unser Himmel so tiefblau ist, daß er die Gedanken hinwegnimmt über die föhnblauen Jurazüge hinaus in den Glanz der Ferne. Wenn ich mich diesem Traum überlasse, dann finde ich mich im Fischerboot weit draußen auf der schimmernden Weite des blauen südlichen Meers. Im gewaltigen Atmen der See hebt und senkt sich das Boot. Da es ein Glückstag ist, treibt die Strömung Hunderte von kleinen Segelquallen an uns vorüber, jede ein indigofarbenes Floß, das ein Segel in die Luft hebt und einen Pelz von Saugarmen ins Wasser hängt. So weit der Blick im Glanze des Meeres sehen kann, glitzern die kleinen Segler, als hätte ein luftiger Geist blausilberne Meerblumen ausgestreut.

Wir beugen uns über Bord, um diese fingerlange Velella ganz nahe zu sehen. Da wird man zuweilen Zeuge eines heimlichen Geschehens, das wir in unseren Schilderungen wie ein Drama beschreiben, das aber keines ist, weil es im schuldlosen Leben der menschenfernen Natur geschieht: dann und wann entdecken wir eine Segelqualle, an der eine schalenlose Meerschnecke frißt — deren Spindelleib trägt auf dem Rücken ein dichtes Vließ von zarten marineblauen Kölbchen. Fiona nennen die Zoologen diesen Räuber — im Atlantischen Ozean lebt ein Verwandter, Glaucus genannt, weil auch er ein meerblaues Kleid trägt. Unsere Gartenschnecken nagen Pilze und Kräuter an; ihre Verwandten auf hoher See weiden an Quallen. Wenn von einer Velella dann nur noch die glasige Hülle übrig ist, so legen die blauen Schnecken ihre Eier auf dieses Wrack — wo sollen sie sonst die gallertige Kapsel ablegen, die irgend eine Unterlage braucht, wenn sie nicht in die dunklen Tiefen absinken soll?

Zuweilen überrascht ein Sturm die unabsehbaren Scharen der Segelquallen in Küstennähe und wirft sie aufs Land. Kilometerweit wandert man dann dem blauen Saum toter Velellen entlang: das ist das Ende.

Kein irdischer Lebensraum ist so sehr ein Reich des Blauen wie das südliche Meer. Indigo trägt nicht nur die Segelqualle, auch die großen Blasenquallen, welche die Seeleute Kriegsschiffe nennen, ragen mit einer blauen Blase aus dem Wasser. Veilchenschnecke heißt ein anderes Hochseetier der zart violetten Schale wegen. Und blau sind die fliegenden Schwalbenfische, blau ist der Rücken der großen Goldmakrelen, die auf die Flugfische Jagd machen. Noch viele andere Hochseefische zeigen dieselbe Farbe wie ihr Feind, der gewaltige Blauhai. Und umsonst hat man wohl nicht die größten Meeressänger Blauwale genannt!

Wollen wir auch noch ans Mövenblau denken, das so viele Hochseevögel auszeichnet und das diese Vögel nahe der Wasserfläche so unauffällig macht, daß man dieses besondere Blaugrau sorgsam studiert und zur Farbe der Kriegschiffe gemacht hat?

Wie viele Hochseetiere aber auch das blaue Marinekleid tragen, so ist das Blau doch die Wüstenfarbe des Meeres. Je geringer die Menge der mikroskopisch kleinen Organismen, von denen letztlich alles andere Meeresleben abhängt, desto strahlender und reiner ist das Blau der See. Unabsehbare Flächen azurner tropischer Meere sind Wasserwüsten — im Gegensatz zu den polaren Meeren, die graugrün erscheinen, weil wie ein lebender Staub das unsichtbare Volk der Einzeller sie erfüllt. Ein paar Zahlen aus der mühevollen jahrelangen Arbeit der Meeresforschung: in einem Liter Wasser aus blauester Tropensee leben etwa 800 Organismen, lauter mikroskopisch kleine Existenzen. Ob das viel oder wenig ist, sagt uns erst der Vergleich. Entnehmen wir einen Liter dem grünlichen Seewasser des Nordmeeres, dann zählen wir etwa 80000 Lebewesen, hundertmal mehr — und gar in der Küstennähe im Nordatlantik, da finden wir 2 bis 6 Millionen Lebensformen aller Art in einem jeden Liter Meerwasser. Das

dunkle Blau der südlichen Meere ist nicht die Farbe der großen menschennährenden Fischgründe, auf denen sich die Schiffe der meerfahrenden Völker zusammenfinden.

Daß in der blauen Wasserwüste auch die Tiere blau sind, wie sie in der Landwüste sandgelb getönt sind — wir können es wohl sehen und uns wundern, aber erklären können wir es noch nicht. Holen wir lieber nicht das Wort «Anpassung» aus der Vorratskammer herauf, denn ein solcher Begriff ist ja keine Antwort auf unsere Fragen, er stellt deren im Gegenteil gerade ein ganzes Bündel. Wer es vorzieht, mit manchen Biologen die Erscheinung «Homochromie» zu nennen — wer wollte es ihm verwehren? Nur wollen wir uns ja nicht täuschen: ein solches sonores Wort tönt freilich wie tiefstes Wissen und ist doch nur ein großes beruhigendes Zaubermittel des Medizinmannes. Zu Zeiten stehen hoch im Kurs jene Lehren, die in allen Farben, wenn sie mit der Umgebung übereinstimmen, Schutzwirkungen vermuten. Den Liebhabern solcher Theorien möchte ich so gerne allerhand Fischmägen zeigen oder den Magen des Albatros, die alle zuweilen so voll blauer Reste sind, von Segelquallen und anderen blauen Hochseetieren, als wären Tessiner Trauben die letzte Mahlzeit gewesen.

Wie manche Träume, endet auch dieser blaue Meermorgen in Grau. In dichten Zügen schieben sich die Wolkenbänke vor den blauen Himmel; graue und violette Lichter wechseln jetzt über die Fläche der See. Der Blick über Bord ins tiefe Wasser geht jetzt in einen dunklen, einen blauschwarzen Wasserhimmel unter dem grauen Luftreich. Auch Sterne scheinen darin, im blauschwarzen Wasser blinken immer wieder blausilberne Punkte auf und machen das Meer so abgrundtief wie den finsteren Weltraum. Die Sternlein aber leben, es sind Krebschen. Und wenn man sie herausfischt, so sind sie durchsichtig wie Fischschuppen; sie sehen dann aus wie jene metallenen, dünnen Flitterplättchen, die wir manchmal auf unsere Kleider nähen. Ihre Oberfläche aber zerstreut das Licht, dadurch glänzen sie so herrlich blau, daß man die kleinen Funkler Sapphirina genannt hat. — Sie sind Verwandte jener bescheidenen mikroskopischen Krebse, die im freien Wasser unserer eigenen blaugrünen Seen die wichtigste Nahrung der Fische sind. Aber niemand, der das silberne Blinken im ernsten dunklen Meere schauen darf, denkt an Krebstiere — ihm ist, als sähe er tief hinunter in die schwarzblaue Nacht des Seins, in der nur der Sonnenstrahl da und dort das Unbekannte für einen Moment erhellt und uns an alle die ultramarinen Rätsel mahnt.

Dämonenblau und Himmelsblau

Die blaue Farbe im volkstümlichen Glauben und Brauch

VON RICHARD WEISS

Schwarz und Weiß ist im Wechsel von Nacht und Tag, von Dunkel und Hell, das ursprünglichste Farberlebnis des Menschen, so selbstverständlich, daß wir diese Urfarben oft gar nicht mehr als Farben werten. Wenn Goethe in seiner Farbenlehre aus ihnen alle anderen Farben hervorgehen läßt, befindet er sich damit im Einklang mit dem volkstümlichen Empfinden; ebenso, wenn er das aus dem Himmelsdunkel entsprungene Blau als kalt und niederstimmend, Rot dagegen als warm und erregend bezeichnet.

Rot ist, soweit man im traditionellen Glauben und Brauch sieht, die eigentliche Herrscherfarbe, sinnlich und lebensstark. Wie den Stier und den Hahn, so erregt sie mit ursprünglicher Gewalt auch den Menschen. Grell und schreckend bannt sie Menschen wie auch Dämonen. Der kräftigen Sinnlichkeit bedeutet sie Liebe, Leben und Lust.

Das Blau darf unter den anderen, weniger bevorzugten Farben dem Rot oft zur Seite treten, aber immer nur als benachteiligter Stiefbruder.

In der weitverbreiteten Farbensymbolik, die in unserem Kulturkreis ein Erbe des mittelalterlichen Rittertums ist, vertritt Rot die sinnenstarke, ursprüngliche Liebe selber; Blau ist nur das geduldige seelenvolle Verharren darin, die Treue. Dafür gewinnt es gegenüber Rot an volksliedmäßiger Innigkeit. Blaue Blumen, besonders Vergißmeinnicht, zu finden, gilt Liebenden als Bestätigung und Verheißung.

Es gibt Landschaften, so in Thüringen, besonders um Erfurt, wo in Trachten und Geweben die blaue Farbe gegenüber der roten von alters her einen Vorzug hatte, aber nur, weil dort der Waid gepflanzt wurde, die Farbpflanze für Blau, welche — lange durch Einfuhrverbote geschützt — erst im 18. Jahrhundert durch den indischen Indigo verdrängt worden ist. In den meisten Gegenden behauptet Rot auch ohne Unterstützung des Krappbaues seinen im sinnenhaften Menschen begründeten Vorrang in volkstümlicher Malerei, in Textilien und in Trachten.

Doch sind hier Unterschiede verschiedener Kulturepochen spürbar. Der in der Volkskultur so wirksame Barock kam wohl im ganzen dem Rot zugute, man denke nur an das barocke, über alles beliebte Tulpenmotiv. Auch die zartgetönte Farbigkeit der zivilisierten Rokokokunst wurde im volkstümlichen Bereich in ungebrochene, grelle Farbigkeit umgesetzt. Dabei kam in den Volkstrachten und in den zeitgenössischen Uniformen das Rot wieder am besten weg. Wenn die blaue Farbe in Trachten, die nach dem 18. Jahrhundert ihre Prägung erfuhren, stärker hervortritt, so darf das meist als ein Uebergang zur neueren, dem

Schwarzen zustrebenden «Farblosigkeit» der Volkskleidung aufgefaßt werden. Heute beginnen starke Farbakzente aus der Mode der Städte das sonst düstere Bild der Volkskleidung wieder zu beleben.

Die katholische Kirche hat dem volkstümlichen Geschmacke entsprechend das Rot als Farbe der Freude und des Jubels im Kult und Kirchenschmuck deutlich bevorzugt vor dem Blau, das in der römischen Regelung der liturgischen Farben im 19. Jahrhundert neben Weiß, Rot, Violett, Schwarz gar nicht mehr vorkommt; auch früher scheint es nur in Bußzeiten des Kirchenjahres hervorgetreten zu sein. Jedenfalls erklärt man (nach einer von K. Koehne bestrittenen Theorie) den Namen des «blauen Montags» aus dem Kirchenbrauch, die Gotteshäuser am Montag nach Estomihi, zu Beginn der Fastenzeit, blau zu schmücken.

Der ungleiche Wettstreit von Blau und Rot in der Tracht und im Schmuck tritt uns scheinbar noch einmal entgegen in der Ausstattung der Täuflinge. Nach einem in Basel, in Zürich, in Graubünden und auch andernorts zu beobachtenden Brauch stattet man einen Buben zur Taufe in rosenroter, ein Mädchen aber in hellblauer Farbe aus. Bei der seit dem Urvater Adam feststehenden Priorität und Hochschätzung des männlichen Geschlechts darf man auch in dieser Farbzuordnung einen neuen Beweis für die Bevorzugung der roten vor der blauen Farbe sehen. Doch steht ursprünglich hinter dem Rot und dem Blau der Täuflingstracht etwas anderes als reine Aesthetik, nämlich der Glaube an die dämonenabwehrende Wirkung, die man beiden Farben zuschrieb. Das ins Liebliche abgeblaßte Rosa war ursprünglich ein grelles apotropäisches Rot, wie man es den Pferden gegen bösen Blick und Verhexen als Neidfleck ans Geschirr hängt; dem zarten Himmelblau aber ging das verhüllende, vor bösen Einflüssen bewahrende Tiefblau voran. Das bezeugen die folgenden Nachrichten, die uns das Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens noch aus dem 19. Jahrhundert überliefert. Abends verschloß man die Türe mit einem blauen Schürzenband zur Sicherung gegen kinderraubende Wassergeister und Hexen. Die Hebamme legte das neugeborene Kind, das des Schutzes der Taufe noch entbehrte, in einem blauen Tuche unter den verbergenden Tisch. Ein Stück dunkelblaues Zuckerhutpapier sollte die Kinder vor bösem Blick und anderem Schaden bewahren. Wenn ein altes Weib in blauer Schürze manchenorts hinter Prozessionen oder Trauergeleiten hergehen mußte, so glaubte man, dadurch das unsichtbar folgende Böse abzuhalten.

Blau, das da und dort als Trauerfarbe erscheint neben dem üblichen Schwarz, diente wie dieses ursprünglich der Abwehr verderblicher Einwirkungen, die man in der Nähe des Todes besonders fürchtete.

Ein Ueberblick über die mannigfachen Bedeutungen der blauen Farbe in der Volksüberlieferung führt zu dem Schluß, daß man im Blau einst vorwiegend eine undurchdringliche, unheimliche, verhüllende, dem nächtlichen Schwarz verwandte Farbe empfand. Das althochdeutsche Blau wird dem lateinischen niger und caeruleus gleichgesetzt, welch letzteres seinerseits die Farbe der schwarzen Wolken und der Nacht bezeichnen kann. Blar sam Hel, blau wie die Hölle, heißt es im Altnordischen.

Daß man an verwesenden Leichen eine erschreckende Veränderung nach Blau hin beobachtete, daß man blutunterlaufene blaue Flecken am lebenden Körper in diesen Zusammenhang brachte und als Kummerrosen oder Kirchhofblümlein bezeichnete, läßt die düsteren Assoziationen erkennen, mit denen Blau als Farbe des Todes belastet war. Wegen seiner Affinität zum Tode, die es nicht nur als apotropäische Trauerfarbe hatte, deutete man blaue Aederchen bei Kindern auf ein kurzes Leben.

Das Blau der Wassertiefe, aus der nicht nur nach volkstümlicher, sondern auch nach altchristlicher Auffassung das Böse kommt, trug ebenso zur Belastung der blauen Farbe bei wie die vielgenannten blauen Flammen, die, aus der Erde aufsteigend, unterirdische, dem Teufel zugehörige Schätze anzeigen können. Für Zauberer und Hexen wird darum die blaue Gewandung geradezu kennzeichnend. Auch das ist nach dem Prinzip similia similibus ein Grund, daß Blau wiederum zur Abwehr und Schutzfarbe werden konnte.

Obschon auch die tiefe Farbe des unbewölkten Himmels dem Menschen ursprünglich mehr unheimlich als beseligend erschien, mußte sie sich doch mit der Vorstellung der Himmelsgötter — so mit Zeus und Odin — verbinden, sobald diese das nächtliche Reich der Dämonen zu überwinden begannen. Von da an wurde es möglich, daß man neben dem alten düsteren Dämonenblau auch das lichte Himmelsblau zu erkennen und zu lieben begann. Der blaue Mantel, in dem man sich Odin dachte, kam erst recht der christlichen Himmelskönigin, der allumfassenden Schutzmantelmadonna, zu. Wie sie, erscheint auch Christus in der mittelalterlichen Malerei und in Prozessionen im blauen Obergewand. Maria aber bekommt geradezu den volkstümlichen Namen der «blauen Frau». Wenn man gefährdete Kinder der Muttergottes zu Ehren bis zu ihrem vierzehnten Jahre blau kleidete, so wird in diesem frommen Brauch noch einmal, wie in der Täuflingstracht, ein Sinnwandel der unheilbannenden Dämonenfarbe in die lichte Himmelsfarbe der Muttergottes deutlich.

Das Blau als Zwielichtfarbe, den dunklen Mächten der Tiefe zugeschrieben und doch dem Himmel verwandt, mußte zum Emblem romantischer Dichtung und Malerei werden. «Alles ist blau in meinem Buche», sagte Novalis von seinem «Heinrich von Ofterdingen», dessen Inhalt das Suchen nach der «blauen Blume» ist. Zwischen dem abgründigen Blau der Wassertiefe, der Nacht, des Traumes und des Todes und der hellen Farbe des unendlichen Himmels schweift die romantische Sehnsucht nach der blauen Ferne.

Der blaue Mantel der Muttergottes

VON ANNA MARIA CETTO

Madonna — Unsere Liebe Frau — Notre Dame . . . solch zarte Namen hat das Abendland für Maria ersonnen und sie zur Lieblingsgestalt seiner Bildkunst erhoben. Es ist, als ob sich ihr, der «Christusnächsten» — wie Thomas von Aquin sie nennt — die fromme Verehrung unbefangener zu nahen gewagt habe als Christo selbst. Das Bild der gnadenvollen Jungfrau-Mutter, der mächtigen, zur Himmelskönigin erhöhten Mittlerin, haben die Künstler immer erneut mit lieblichen und erhabenen Zügen ausgestattet.

Bei aller Vielfalt der Darstellungen, als Mutter mit dem Christkind oder als Maria im mystischen Rosenhag oder mit dem Himmelskind im Paradiesesgärtlein, als Madonna mit Heiligen, als die Neue Eva, als Himmelskönigin gleich dem apokalyptischen Weib vom Strahlenkranz der Sonne umzuckt, auf der Mondsichel stehend, mit der Sternenkrone geziert, oder in den zahllosen Bildern, welche aus der Geschichte ihres Lebens erzählen: immer wieder erscheint sie als die blonde Lichtgestalt, meist in rotem Gewand und blauem Mantel, häufig mit dem weißen Schleiertuch, das man erst im späteren Mittelalter wegläßt, und mit der kostbaren Krone.

So vieles uns an älteren Marienbildern nicht mehr unmittelbar verständlich ist — sind wir doch dem reichen Schatz ihrer Symbolik ferngerückt — so sehr scheinen uns doch die Farben der Gewandung Mariae ihrem Wesen zu entsprechen. So sehr gar, daß man einen ernstlichen Versuch noch nicht unternommen hat, den eigentlichen Sinn des roten Gewandes, das sie bekleidet, und des blauen Mantels, der sie umfließt, zu ergründen. Ueber die gelegentliche Behauptung, daß die Maler den blauen Mantel, sofern er mit Sternen übersät ist, bei der ephesischen Artemis oder bei der Aphrodite Urania für ihre christliche Himmelskönigin entliehen hätten — ein Gedanke, der den Stempel seiner Herkunft aus der klassischen Altertumskunde nicht verleugnen kann —, ist man kaum hinausgekommen, trotz einigen Unbehagens. Trägt auch Maria gleich den antiken Himmelsgöttinnen mitunter den Sternenmantel, so ist doch die Sinngebung des kosmischen Gewandes bei der Christusmutter eine andere. Der Deutung bedarf überdies ja auch das Zusammensein von blauem Mantel, rotem Leibgewand und weißem Schleier.

Alle religiöse Bildkunst schöpft aus der inneren Vorstellung von den heiligen Gestalten, wie sie Glaubenslehre und Frömmigkeit zuvor geprägt haben. Das religiöse Gedankengut des frühen Christentums fand seinen großartigsten Ausdruck in der Hymnendichtung. Ihre tiefe Wirkung bezeugt Augustinus in seinen Bekenntnissen: «Wie habe ich bei deinen Hymnen und Gesängen geweint, heftig erschüttert durch die Worte deiner lieblich singenden Kirche. Jene Stimmen flossen in mein Ohr, und die Wahrheit strömte geläutert wie flüssiges Metall in mein Herz, und dadurch erglühte das Gefühl der Frömmigkeit.» Die hymnischen Gesänge brachten das fromme Gefühl zum Aufbruch, und ihre hochdichterischen Bilder befruchteten die Phantasie der Maler und Bildhauer, was beispielsweise altchristliche Sarkophagdarstellungen belegen.

Den ersten Hymnus auf Maria dichtete Ephraim der Syrer um 350, also gut 80 Jahre vor dem Konzil von Ephesus, das sie feierlich als Theotokos = Gottesgebärerin ausrief.

. . . Erhabene!
Siehe, die Cherubim,
Siehe, die leuchtenden Seraphim
Sind nicht hehr wie Du,
Deren Schoß entblühte
Der Feuerscharen Gebieter.

. . . . .

Ein hohes Gezelt
Mit Blitzen gefüllt
Des göttlichen Feuers bist Du,
Und die Engel gelüstet
Zu schauen ins Heiligtum.

. . . . .

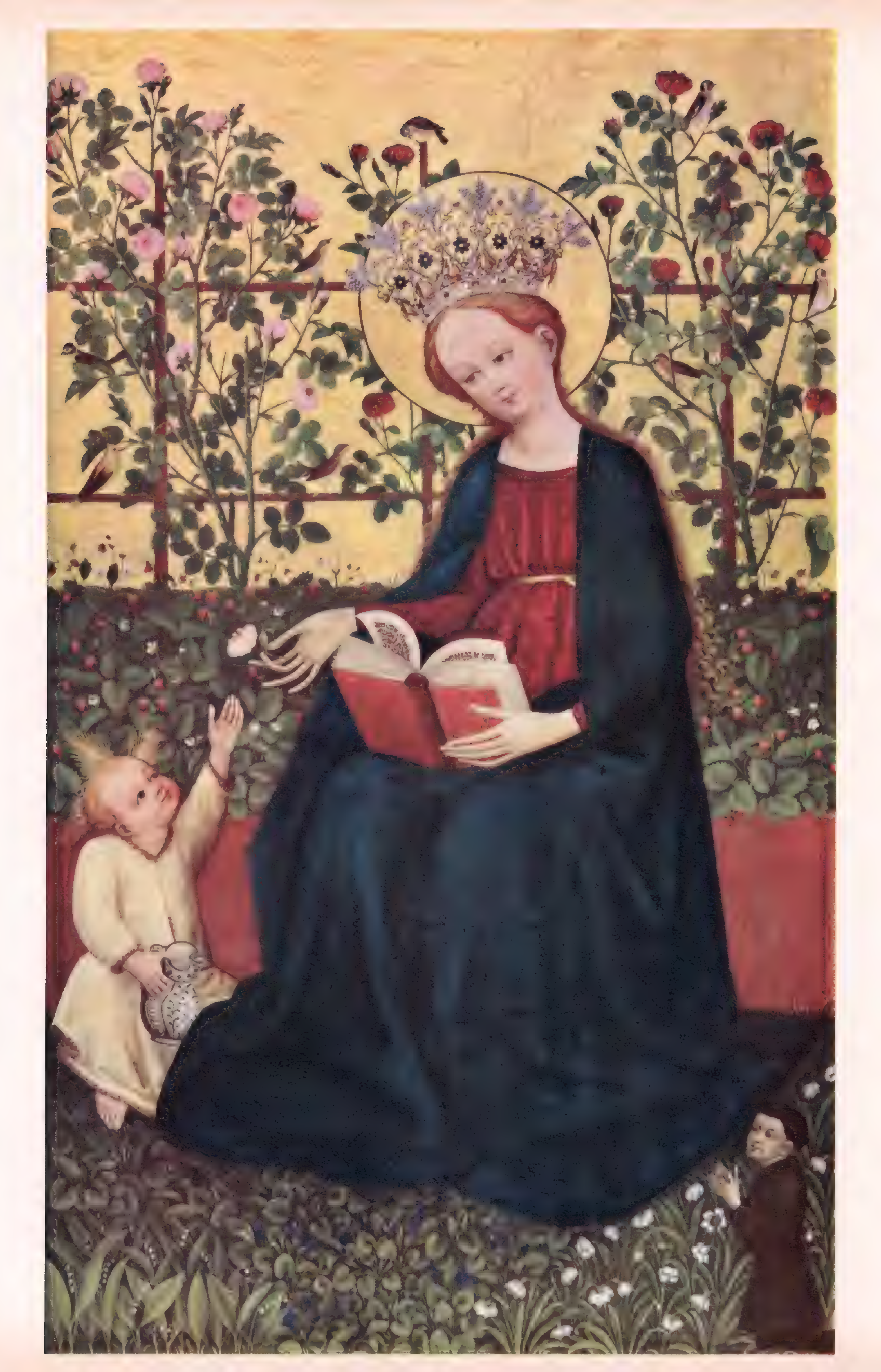
O Schmuck und Zierde der Erdebewohner,
Freude und Wonne der Himmlischen,
Des höchsten Königs
Beseelte Wohnung.

Ephraim preist die jungfräuliche Theotokos hier als hohes Gezelt, als vom göttlichen Feuer erfülltes Heiligtum, das die beseelte Wohnung Christi ist. Er sieht sie unter dem Gleichnis des Himmelszeltes, das die Blitze Gottes durchzucken, unter dem Gleichnis des alttestamentlichen Heiligtums, des Bundeszeltes, das die Wohnung Jahwes war.

Die oberste Zeltdecke der Stiftshütte bestand aus bläulichen Seekuhfellen, das Innere war mit Teppichen in den liturgischen Farben blau, weiß, purpur- und karmesinrot ausgestattet, Farben, die sich im Vorhang vor dem Allerheiligsten wiederholten. Auch das Obergewand des Hohenpriesters, der allein alljährlich einmal am Versöhnungstag das Allerheiligste betreten durfte, war blau. Blau war die oberste Decke, welche die Kinder Israels über die Bundeslade breiteten, wenn sie das Stiftszelt abbrachen, um durch die Wüste weiterzuwandern. Das sind die Farbvorstellungen, die einem Maler auftauchen mußten, dem Maria als das heilige Gezelt und die Gotteswohnung geschildert wurde.

In der Stadt Gottes, auch in der Arche und im brennenden Dornbusch, der vom Feuer Gottes lodert, ohne verzehrt zu werden, sah Ephraim die Gottesgebärerin vorgebildet. Cyrill von Alexandrien erblickte ihr Vorbild in der Bundeslade, Gregor von Nazianz im Gezelt Gottes. Solche Gedanken der Kirchenväter und anderen frühchristlichen Kirchenschriftsteller bleiben während des ganzen Mittelalters lebendig in den Bezeichnungen Mariae als Wohnung Gottes, als Bundeslade, Tabernakel, Zelle, Gezelt, Tempel, Zion die Bleibe Gottes, himmlischer Tempel, wenn sie dann auch durch die blumigere Symbolsprache des Hohen Liedes in Dichtung und Bildkunst übertönt werden. — Die Inschrift von 1419 auf einer Glocke des Zürcher Fraumünsters: «O Maria,

Oberrheinischer Meister von 1450: *Madonna in den Erdbeeren.* *Museum Solothurn*





Gottes Zell, hab in deiner Hut, was ich überschell», entspringt tausendjährigem Gedankengut.

Alttestamentliche Frömmigkeit hatte das Firmament als himmlische Zeltdecke und der Stiftshütte entsprechendes Zelt aufgefaßt. Gott, in Licht gehüllt, wie in ein Kleid, den Himmel ausbreitend wie einen Zeltumhang — so lobt der Psalmist den Ewigen (103 [104]). Und Isaias sagt: «Er spannet die Himmel aus wie nichts und breitet sie aus wie ein Zelt zum Wohnen» (14, 22). Abbilder der himmlischen Wohnung Gottes waren das irdische Zion, der Tempel, die Stiftshütte, die Bundeslade mit dem Gnadenthron. — Der Wohnung Jahwes wird Maria verglichen, die den Gottmenschen in ihrem Schoße trägt, und deshalb gebührt ihr im Bilde auch der blaue Mantel des kosmischen Firmamentes, sei es der ungestirnte des lichten Taghimmels, sei es der sternenbesäte, dem nächtlichen Weltenmantel gleiche; ein Mantel, der blau ist wie das Bundeszelt, blau wie die Hülle der Bundeslade.

Die gekrönte «Venus physica» im Sternenmantel, welche ein pompejanisches Wandgemälde mit Szepter, Oelzweig und Ruder darstellt, ist gedacht als Herrscherin über Himmel, Erde und Meer, die drei Reiche des Alls. Maria, die Himmelskönigin, beherrscht nicht den Kosmos, sondern in dem übernatürlichen Reich Gottes ist sie an Würde die höchste der Erdgeborenen, die Begnadetste, die mächtigste Fürsprecherin. Ihren außerordentlichen Rang vermag die christliche Frömmigkeit eben nur im Gleichnis der Herrscherin auszudrücken und nennt sie deshalb Regina coeli, «himmelskeiserinne», während die Bildkünstler ihr die Insignien von Macht und Würde verliehen: Szepter, Krone und Herrschermantel. Sie hüllen Gott Vater und Gott Sohn in den roten Purpurmantel der höchsten Majestät, Maria aber in den ihr gebührenden blauen Himmelsmantel.

Von nachhaltigstem Einfluß auf die Gestaltung des abendländischen Marienbildes war jenes berühmte Tafelgemälde, die hochgefeierte «Hodegetria», in der Hodegon-Kirche zu Konstantinopel, das die Kaiserin Eudoxia II. um das Jahr 450 aus Jerusalem der Kaiserin Pulcheria nach Konstantinopel gesandt haben soll und von dem die Legende ging, es sei vom Evangelisten Lukas gemalt worden. Das Original wurde 1453, bei der Eroberung Konstantinopels, von den Türken in Stücke gehauen. Eine erhaltene Nachbildung aus dem 13. Jahrhundert, das Gnadenbild in S. Maria Maggiore zu Rom, zeigt die Gottesmutter in rosenfarbenem Gewand und himmelblauem Mantel, wie es der byzantinischen Malerei überhaupt eigen ist, Maria in rotem Kleid, weißem Schleier und darübergelegtem blauem Mantel darzustellen.

Die byzantinischen Marienbildtypen sind der entscheidende Ausgang des Madonnenbildes im abendländischen Mittelalter, wie — was die Formen angeht — oft betont wurde. Daß die abendländische Malerei aber auch deren typische Farben blau, rot und weiß bevorzugt weiter verwendet hat, pflegt man zu übersehen, Farben, die ja höchst bemerkenswerterweise mit den liturgischen Farben des Alten Testamentes übereinstimmen, auch was die Dignitätsstufung durch stärkste Betonung des Blau und leiseste des Weiß betrifft.

Das Abendland hat in diesen traditionell gewordenen Gewandfarben der Madonna symbolischen Sinn gesehen, der sich wiederum aus der geistlichen Literatur und Liturgie erschließen läßt. Die Lilienfarbe des Kopftuches sinnbildet den Glanz der Tugend und vollkommenen Sündelosigkeit Mariae. Das Rot des Kleides ist die Rubinfarbe der göttlichen Liebesglut, die feurige Pfingstfarbe des Heiligen Geistes — eine Symbolik, die das Solothurner Gemälde «Madonna in den Erdbeeren», welches wir hier abbilden, besonders schön ausspricht durch die auf der Brust dem Gewande eingewebte Taube. Das Blau des Mantels bedeutet die Himmelsbläue, die Farbe des reinen Aethers, unversehrter Jungfräulichkeit. Einige geistliche Dichtungen und Schriften des Mittelalters nennen, Maria preisend, in zuordnender Sinnlinie den als Symbol der Keuschheit geltenden kühl-blauen Saphir, die blaue Luft, das blaue Himmelszelt und die Sehnsucht nach dem seligen Leben in der übernatürlichen Wohnstätte. — Nach der gleichzeitigen Profanliteratur und nach der Volksvorstellung muß sich der Keuschheit befleißigen, wer einen Saphirstein, das Sinnbild auch von Beständigkeit und Treue, trägt. Und der blauen Farbe selber wird eine eigentümlich verhüllende und abwehrende Kraft zugeschrieben. — Die Symbolik des Blau ist noch nicht erforscht. Auch die Liturgie der katholischen Kirche bleibt eigentlich stumm dazu, verzichtet sie doch seit der einheitlichen Regelung durch das Missale Pius' V. von 1570 vollends auf das blaue Gewand, das früher hier und dort vorkam. Nur in Spanien hat sich, wie man mir sagt, das blaue liturgische Gewand erhalten, und zwar bezeichnenderweise für die Marienfeste, während die Kirche sich dafür im übrigen mit dem weißen Gewand begnügt, das auch den Tagen der heiligen Bekenner und Jungfrauen zukommt.

Der Mantel als solcher ist Herrschaftssymbol, was bei der Krönung der Kaiser die erforderliche «Immantatio» in den Purpurmantel, bei der Inthronisation der Päpste die Einkleidung in die «Cappa rubea» eindrücklich beweisen. Zudem ist er ein Zeichen des Schutzgewährens; kennen wir doch alte Rechtsbräuche, in denen der Schutzsuchende unter den Mantel des Mächtigen genommen wird, der ihm Schutz verleihen will. Aus solchen Vorstellungen erwächst im frühen 14. Jahrhundert bei den Zisterziensern, die ihre Kirchen alle der Gottesmutter zu weihen pflegten, der neue Bildtypus der Schutzmantelmadonna, der himmlischen Mutter, die anfänglich nur die Mönche, schließlich als Mater ecclesiae, als Mater omnium die Menschheit unter ihren rettenden Mantel schließt. Hier erweist der Mantel erneut und verstärkt seinen Zeltcharakter.

Fortsetzung auf Seite 54

Blaue Blumen. *Die Moleküle der farbigen Dinge, der Edelsteine, der Blumen, der Insekten, reagieren auf «weißes» Sonnenlicht in einer überaus prompten und eindeutigen Weise: sie schlucken alle Wellen mit Ausnahme jener, die, in unser Auge zurückgeworfen, die Farbe erregen, mit der wir das Ding dann bezeichnen. Bestrahlen wir ein grünes Blatt mit rotem Licht, das also keine grünen Wellen enthält, so bleibt es schwarz: es schluckt natürlich auch die roten Wellen, aber «seine» Welle, die grüne, fehlt. Außer dem Chlorophyll, welches in der ganzen Natur das Grün entstehen läßt (es ist in geheimnisvoller Weise mit dem Hämoglobin, dem Rotstoff des Blutes, verwandt), kennen wir heute eine ganze Reihe von Stoffen, welche die Blumenfarben bewirken. Einer von ihnen ist das berühmte Karotin, das sich aus den Karotten darstellen läßt, ein anderes das Xantophyll, diese beiden bilden die Basis der meisten roten und gelben Blütenfarben. «Man findet diese Farbstoffe außer in den Blüten auch in den Blättern der Pflanzen, und wenn das Chlorophyll später im Jahre verschwindet, dann bleiben sie übrig und bilden die Farben des Herbstes.» Wieder andere Blumenfarbstoffe sind die Anthocyane (anthos = Blume, cyanos = blaue Kornblume), deren Chemie so schön ist wie ihre Farben. Sie geben mit Säuren Salze, und die sind rot in den Rosen, die Alkalisalze dagegen sind blau. Pia Roshardt hat uns die Konturen von acht Blaublumen der Heimat gezeichnet. Hier sind ihre Namen, es wird unseren Leserinnen und Lesern selber Freude bereiten, sie jeweils zu identifizieren und in der eigenen Erinnerung nachzusinnen, welche Blaunuance ihnen zukommt. Wer es nicht mehr so recht weiß, suche sie draußen auf — die Welt ist voller blauer Blumen! Veronica fruticans Jacq. Felsen-Ehrenpreis. Myosotis palustris Lam., Sumpfvergißmeinnicht. Viola odorata L., Wohlriechendes Veilchen. Aconitum Napellus L., Echter Eisenhut. Gentiana bavarica L., Bayrischer Enzian. Aquilegia alpina L., Alpen-Akelei. Campanula rhomboidalis L., Rautenblättrige Glockenblume. Gentiana Clusi Perr. und Song., Stengelloser Enzian. Muscari racemosum Lam.: Traubenhyazinthe, eine kleine Liliacee.*

Zur Psychologie der blauen Farbe

Wohin wir schaun, rundum, allüberall,
Zeigt sich Natur in mag'scher Farben Glanze;
An Fels und Strom, in Forst, Gebirg und Tal;
Der blauste Himmel droben eint das Ganze.

Lord Byron, Childe Harold

VON DONALD BRINKMANN

Wohl kaum ein Problemkreis psychologischer Einzelforschung hat solch leidenschaftliches Interesse erregt und so heftige Diskussionen ausgelöst wie die Farbenlehre. Hervorragende Künstler, Naturforscher, Dichter, Philosophen, Philologen und Staatsmänner interessierten sich lebhaft für die psychologischen Probleme der Farbe. Die Reihe beginnt mit Aristoteles, sie führt in lückenloser Folge von den Scholastikern über Leonardo, Newton, Goethe, Schopenhauer, Helmholtz, Gladstone bis zu Ostwald und Kandinsky. Welch leidenschaftliche Auseinandersetzung entfachte die Theorie Newtons, daß das Sonnenlicht aus sieben Spektralfarben (Rot, Orange, Gelb, Grün, Blau, Indigo und Violett) zusammengesetzt sei, schon bei ihrem Bekanntwerden zu Beginn des 18. Jahrhunderts! Während 40 Jahren arbeitete Goethe daran, die mechanistische Erklärung Newtons zu widerlegen und durch eine neue Theorie zu ersetzen, welche den Farbenphänomenen in der ganzen Fülle ihrer Erscheinungswirklichkeit gerecht zu werden versuchte. Heute noch und gerade heute wieder prallen die Meinungen der Anhänger Newtons und Goethes hart aufeinander. Nachdem die eigentliche Absicht Goethes während eines Jahrhunderts von Gegnern und Anhängern mißverstanden worden war, beginnt man neuerdings zu ahnen, welche Fragen prinzipieller Art dabei im Spiele sind. Ein schmaler Spalt öffnet sich, durch den wir einen Blick in die geheimnisvolle Welt der Farben tun können.

In der Reihe der bunten Farben nimmt das Blau, dieses «reizende Nichts», einen merkwürdigen Platz ein. Im Gegensatz zu Rot fällt die blaue Farbe mehr durch ihre Qualitäten des Nichtseins auf, als durch Merkmale positiven Daseins. Besonders deutlich tritt diese Eigentümlichkeit bei der Beschreibung zutage, die Goethe dem Blau in den Paragraphen 778—782 seiner Farbenlehre (1810) gewidmet hat:

«So wie Gelb immer ein Licht mit sich führt, so kann man sagen, daß Blau immer etwas Dunkles mit sich führe.
Diese Farbe macht für das Auge eine sonderbare und fast unaussprechliche Wirkung. Sie ist als Farbe eine Energie; allein sie steht auf der negativen Seit und ist in ihrer höchsten Reinheit gleichsam ein reizendes Nichts. Es ist etwas Widersprechendes von Reiz und Ruhe im Anblick.
Wie wir den hohen Himmel, die fernen Berge blau sehen, so scheint eine blaue Fläche auch vor uns zurückzuweichen.
Wie wir einen angenehmen Gegenstand, der vor uns flieht, gern verfolgen, so sehen wir das Blaue gern an, nicht weil es auf uns dringt, sondern weil es uns nach sich zieht.
Das Blaue gibt uns ein Gefühl von Kälte, so wie es uns auch an Schatten erinnert.»

Die modernen Farbenpsychologen haben in prinzipieller Hinsicht wenig Neues zu dieser Beschreibung hinzuzufügen vermocht, anderseits fanden sie auch keinen Anlaß, Goethes Charakteristik der blauen Farbe in einem wesentlichen Punkte zu korrigieren. Auch die kultur- und kunstgeschichtliche Forschung förderte trotz des ungeheuren Materials, das sich inzwischen angehäuft hat, nichts zutage, was mit der Auffassung Goethes in Widerspruch steht.

Die blaue Farbe taucht in der Malerei und in der schriftlichen Ueberlieferung erst verhältnismäßig spät auf. In der vorgeschichtlichen Epoche spielt neben Schwarz, Weiß und Rot nur noch Gelb (Ocker) eine Rolle. Viel später, bei den Assyrern und Aegyptern, in Kreta und Griechenland, kommen Blau und Grün hinzu. Die Aegypter schätzten die blaue Farbe des Lapislazuli neben dem roten Karneol und den grünen Steinen als wertvolle Schmuckfarbe, die aus fernen Ländern eingeführt werden mußte. Trotzdem spielt das Blau in der Symbolik religiöser Texte keine Rolle. Bei Homer, in den Veden, in der Bibel und in der Edda findet man auffallend wenige und zudem nur ungenaue Farbenbezeichnungen. Vor allem fehlt im Bereich der blauen und grünen Farbtöne eine genauere Differenzierung des sprachlichen Ausdrucks, so daß der englische Premierminister und Homerforscher Gladstone im dritten Band der «Studies on Homer» (1858) zu der aufsehenerregenden These gelangte, nicht nur Homer, sondern alle Hellenen seien blau-gelbfarbenblind gewesen. Zwei Jahrzehnte hindurch verleitete diese Behauptung Philologen und Physiologen, im Bann der darwinistischen Entwicklungslehre immer waghalsigere Konstruktionen über die «historische Entwicklung des Farbensinns» aufzustellen. Zahllose Zeitschriften- und Zeitungsartikel erörterten diese Frage und hielten das gebildete Publikum mit sensationellen Behauptungen in Atem. Die Auseinandersetzung erreichte ihren Höhepunkt im Jahre 1878, als sich Gladstone zur Stützung seiner ursprünglichen Behauptung in den «Studies on Homer» zu der abenteuerlichen Annahme verleiten ließ, auch Goethe sei farbenblind gewesen und seine Farbentheorie erkläre sich aus einer entwicklungsgeschichtlichen Regression auf die primitive Entwicklungsstufe Homers. Erst am Ende der siebziger Jahre bereitete dann der aus Schwyz gebürtige, an der Universität Prag wirkende Philosoph und Psychologe Anton Marty diesem Spuk ein Ende. Auch er konnte allerdings nicht verhindern, daß noch bis in unsere Tage immer wieder Schriften über die Farbenblindheit der alten Völker erscheinen.

Anhand eines umfangreichen Erfahrungsmaterials und auf Grund scharfsinniger Wortanalysen wies Anton Marty nach, daß man vom Fehlen sprachlicher Bezeichnungen für bestimmte

Farbtöne niemals auf einen entsprechenden Defekt der Farbwahrnehmung schließen dürfe. In den altertümlichen Sprachen findet man neben einer offensichtlichen Armut an Farbenbezeichnungen in einem Gebiet unvermittelt eine heute kaum mehr zu bewältigende Fülle von Namen für Nuancen anderer Farben. So benennen beispielsweise die Herero in Südwestafrika, ähnlich wie die Römer mit ihrem Ausdruck «caeruleus», die grüne Farbe der Wiese und die blaue Farbe des Himmels mit dem gleichen Wort. Dafür unterscheiden sie aber sprachlich eine Unzahl von Abstufungen der braunen Farbe ihrer Rinder, die auseinanderzuhalten einem modernen Abendländer kaum gelingt. Offenbar gibt es ursprünglich eine Fülle von Namen für einzelne Gegenstandsfarben, dagegen fehlt die Benennung für dieselbe Farbe an verschiedenen Gegenständen. Nicht irgend welche Defekte der Farbwahrnehmung geben den Ausschlag für die Eigenart sprachlicher Bezeichnung, sondern spezielle Lebensgewohnheiten, die ihrerseits in kultischen Praktiken und mythologischen Vorstellungen wurzeln.

Dieser Zusammenhang führt auf die Frage, welche Rolle die blaue Farbe in der Mystik und in der Alchimie spielt. Der mystische Läuterungsweg der arabischen Sufi zum Beispiel schreitet in sieben Stufen, von der Körperläuterung über Seelenläuterung, Herzensläuterung, Gemütsläuterung und Geistesläuterung zu innerer Verborgenheit und göttlicher Vollkommenheit. Ausgehend von einem rauchfarbigen Grau führt der Weg innerer Erleuchtung über Blau, Karneolrot, Weiß und Gelb zu Schwarz, aus dem dann die göttliche Farbe des Propheten, ein reines Grün, aufleuchtet. Das blaue Licht entspricht also der zweituntersten Stufe mystischer Wandlung, oder wenn man vom Ausgangspunkt, dem neutralen Grau, absieht, der Anfangsstufe in der Reihe farbiger Visionen. Aehnliche Betrachtungen lassen sich über die Stellung des Blau in den acht Stufen des indischen Joga und in den Farbenvisionen der christlichen Mystiker anstellen. In der buddhistischen Mystik, wie sie uns das tibetanische Totenbuch überliefert, kündet die blaue Farbe, als leuchtend blaues Licht des Dharma Dhatu, des Buddhakörpers, die Nähe des Nirwana an.

Der alchimistische Läuterungsprozeß wird ebenfalls durch eine feste Reihenfolge von Farbenerscheinungen gekennzeichnet. Auf die Schwärzung (nigredo) und die Weißung (albedo) folgt die Rötung (rubedo) der Ausgangssubstanz, bis schließlich die Gelbung (citrinitas) anzeigt, daß festes oder flüssiges Gold entsteht. Wieder sind es die schon aus vorgeschichtlicher Zeit bekannten Farben: Schwarz, Weiß, Rot und Gelb, die den körperlichen Wandlungsprozeß andeuten, der in der Alchimie zugleich als Weg seelischer Läuterung erscheint. Vergeblich suchen wir in dieser Reihe die blaue Farbe. Blau fehlt zwar nicht völlig in der alchimistischen Tradition, als Farbe der siderischen Substanz Jupiter (Zinn) spielt es aber nur eine bescheidene Rolle.

An die antike Temperamentenlehre anknüpfend, hat die moderne medizinische Psychologie versucht, einzelne Menschentypen zu unterscheiden und sie mit bestimmten Farbenerlebnissen in Verbindung zu setzen. Umfangreiche Untersuchungen ergaben, daß zum Beispiel der rundwüchsige Körperbautypus nach Ernst Kretschmer ein viel innigeres Verhältnis zur Farbe besitzt als der schlankwüchsige Typus. Während die rundwüchsigen Menschen in der Welt der Farbe aufgehen, nehmen die schlankwüchsigen Typen in erster Linie nur die gegenständlichen Formen der Dinge wahr. Dieser typologische Unterschied im Bereich der optischen Wahrnehmung ist geeignet, ein neues Licht auf Wandlungen des Stils in der abendländischen Kunst und Literatur zu werfen. Möglicherweise beruht der Uebergang vom Mittelalter zur Renaissance und vom Barock zum Klassizismus ebenso wie viele theoretische Bemühungen und leidenschaftliche Kämpfe um Form- und Farbenprobleme auf solchen typologischen Umgruppierungen.

Von tiefenpsychologischen Erfahrungen ausgehend, hat C. G. Jung vier Typen unterschieden, je nachdem, welche Funktion im seelischen Haushalt dominiert, das Denken, das Fühlen, das Empfinden oder die Intuition. Während der Gefühlstypus eine seelische Bindung an die rote Farbe besitzt, der Empfindungstypus zu Grün und der intuitive Typus zu Gelb hinneigt, liebt der gefühlskalte Denktypus die blaue Farbe. Diese Farbenaffinitäten lassen sich in den Träumen, aber auch in Gewohnheiten des unbewußten Lebens deutlich erkennen. Dabei handelt es sich keineswegs um willkürliche Launen und Phantasien, sondern um das Wiederaufleben alter volkstümlicher Ueberlieferungen. Greifen wir den Denktypus und seine Beziehung zu Blau heraus, so läßt sich leicht eine Fülle von Belegen beibringen: Die drei alten akademischen Würdezeichen fielen durch eine blaue Farbe auf. Der Blauhut bezeichnete die Magisterwürde. Im blauen Studentenkragen erschien man zur Disputation, um den Doktormantel zu erlangen. Auf das blaue Zepter der Universität legte man vor dem Pedell das akademische Gelöbnis ab. Einer durchgehenden, uns heute kaum mehr verständlichen Ambivalenz aller symbolischen Bedeutungen gemäß, galt das Blau nicht nur als Farbe der Weisheit und Gelehrsamkeit, sondern auch als Farbe der Torheit. So trug der Narr ein blau-gelbgemustertes Gewand und die «navis stultifera», das Narrenschiff, wurde an seiner blauen Farbe erkannt.

Dem eigentümlichen Charakter des «Nichtseins» entsprechend, gehört Blau auch nicht zu den liturgischen Farben in den christlichen Kirchen, zumindest spielt es im Gottesdienst offiziell keine Rolle. Weiß gilt als Farbe des Lichts, Rot als Farbe des Blutes und Feuers, Grün als Farbe des jugendfrischen Lebens, Violett als Sinnbild der Bußgesinnung und Schwarz als Farbe des erloschenen Lebens. Zusammen mit Gold und Silber machen diese fünf Farben seit der Wende vom 12. zum 13. Jahrhundert die Gesamtheit der liturgischen Farben in der römisch-katholischen Kirche aus. Blau, Gelb und Braun hingegen wurden ausdrücklich für den Gottesdienst verboten.

Die blaue Farbe besitzt dagegen oft geradezu einen widergöttlichen, teuflischen Charakter. In Sage und Märchen erscheint der Teufel als Mann mit blauer Mütze. Er kann sich aber auch in ein blaues Räuchlein oder in einen «blauen Dunst» verwandeln. Anläßlich der Revision der Reichspolizeiordnung im Jahre 1577 wurde auf dem Frankfurter Deputationstage das Indigoblau zum Färben des Tuches ausdrücklich verboten. Durch diese «neuerlich erfundene, schädliche und betrügliche, fressende oder Corrosiffarbe (sogenannte Teufelsfarbe) werde jedermann viel Schaden zugefügt, indem zu solcher Farbe anstatt des Waides Vitriol und andere fressende wohlfeilere Materien gebraucht, und dadurch das Tuch, ob es wohl im Scheine so schön als mit der Waidfarbe gefärbt, jedoch, wenn es in den Truhen oder sonst auf dem Lager gelegen, in wenig Jahren verzehrt und durchfressen werde». Wie der Name «Teufelsfarbe» zeigt, gaben offenbar nicht nur wirtschaftliche Erwägungen den Ausschlag zu diesem Verbot, das bis in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts mehrmals erneuert wurde. Der widergöttlichen Bedeutung des Indigoblau steht die Göttlichkeit der blauen Himmelsfarbe gegenüber. Im blauen Mantel der Himmelskönigin auf den Altarbildern des

Mittelalters und im kobaltblauen Grund der Glasgemälde in den gotischen Domen erreicht diese, auf ein erdenfernes Jenseits bezogene Bedeutung der blauen Farbe ihren Gipfelpunkt.

Aber erst in der Renaissance gewinnt das Blau eine überragende Bedeutung in Kunst und Leben, so daß man in ihm geradezu ein Kennzeichen jener schicksalshaften Epoche europäischer Geisteswandlung sehen kann. Während auf den Mosaiken und Altarbildern des Mittelalters der Goldgrund als Sinnbild der transzendenten Allmacht Gottes alle bunten Figuren überstrahlt, tritt in der Renaissance mit Jan van Eyck, Piero della Francesca und Leonardo da Vinci ein sich in die Ferne der Luftperspektive verschleierndes Blau. Ohne Zweifel drückt sich in dieser Farbe das neue Lebensgefühl der Renaissance aus, das Aufgehen in einer kosmischen Unendlichkeit, die an die Stelle göttlicher Transzendenz getreten war. Im 17. Jahrhundert verfinstert sich dann dieses Blau zu einem erdfarbigen Braun. Erst mit der Entdeckung der Pleinairmalerei durch Constable um 1810, dem Erscheinungsjahr von Goethes Farbenlehre, rückt der blaue Ton der Luftperspektive wieder in den Mittelpunkt abendländischer Malerei. Auch die blauen Schatten treten hier zum ersten Male in Erscheinung und rufen eine ungeheure Sensation hervor, die Delacroix in seinen Tagebüchern anschaulich geschildert hat. Ueber Delacroix führt der Weg der Entdeckung des Blau zu den Impressionisten und den expressionistischen und konstruktivistischen Malern nach der Jahrhundertwende. Cézannes Landschaften und Stilleben, «Der blaue Reiter» von Franz Marc und W. Kandinsky, Picassos Bilder aus der blauen Epoche, markieren einzelne Phasen dieser Entwicklung.

Viele interessante Fragen mußten offenbleiben, viele Tatsachen, die mit der blauen Farbe zusammenhängen, blieben unerwähnt. Die Welt der Farben ist überhaupt noch ein Neuland psychologischer Erkenntnis. Viele Tatsachen und Zusammenhänge harren der theoretischen Erhellung. In dieser psychologischen Einführung mußten wir uns mit einigen skizzenhaften Andeutungen begnügen.

Meine Liebste mit den frommen, treuen
Braunen Rehesaugen sagt, sie habe
Blaue einst als Kind gehabt. Ich glaub' es.
Neulich, da ich, seliges Vergessen
Trinkend, hing an ihren süßen Lippen;
Meine Augen unterm langen Kusse
Oeffnend, schaut ich in die nahen ihren,
Und sie kamen mir in solcher Nähe
Tiefblau wie ein Himmel vor. Was ist das?
Wer gibt dir der Kindheit Augen wieder?
Deine Liebe, sprach sie, deine Liebe,
Die mich hat zum Kind gemacht, die alle
Liebesunschuldträume meiner Kindheit
Hat gereift zu seliger Erfüllung.
Soll der Himmel nicht, der mir im Herzen
Steht durch dich, mir blau durchs Auge blicken?

Friedrich Rückert



RUDOLF KOLLER: *Am Walensee.* *Privatbesitz Basel*

Japanische Blauzeichen. Die japanische Sprache verfügt über eine besondere Vielfalt an Ausdrücken für die blaue Farbe. Hier einige der zugehörigen Zeichen in japanischer Pinselschrift von K. Yoshimura und Frau Dr. Chiyoko Waser-Endō.

WORT UND FARBE

Als ein Ausdrucks- und Verständigungsmittel, das sich normalerweise hörbarer Zeichen bedient – die Schrift ist ja nichts weiter als ein dürftiger Ersatz des gesprochenen Wortes —, hat die Lautsprache die Fähigkeit, Gehörseindrücke unmittelbar, durch schallnachahmende Lautverbindungen, wiederzugeben: wir hören die Türe *knarren*, den gefrorenen Schnee *knirren*, den Hund *knurren*, auch wenn uns niemand, kein Lehrer und kein Wörterbuch, die Bedeutung dieser Tätigkeitswörter erklärt hat.

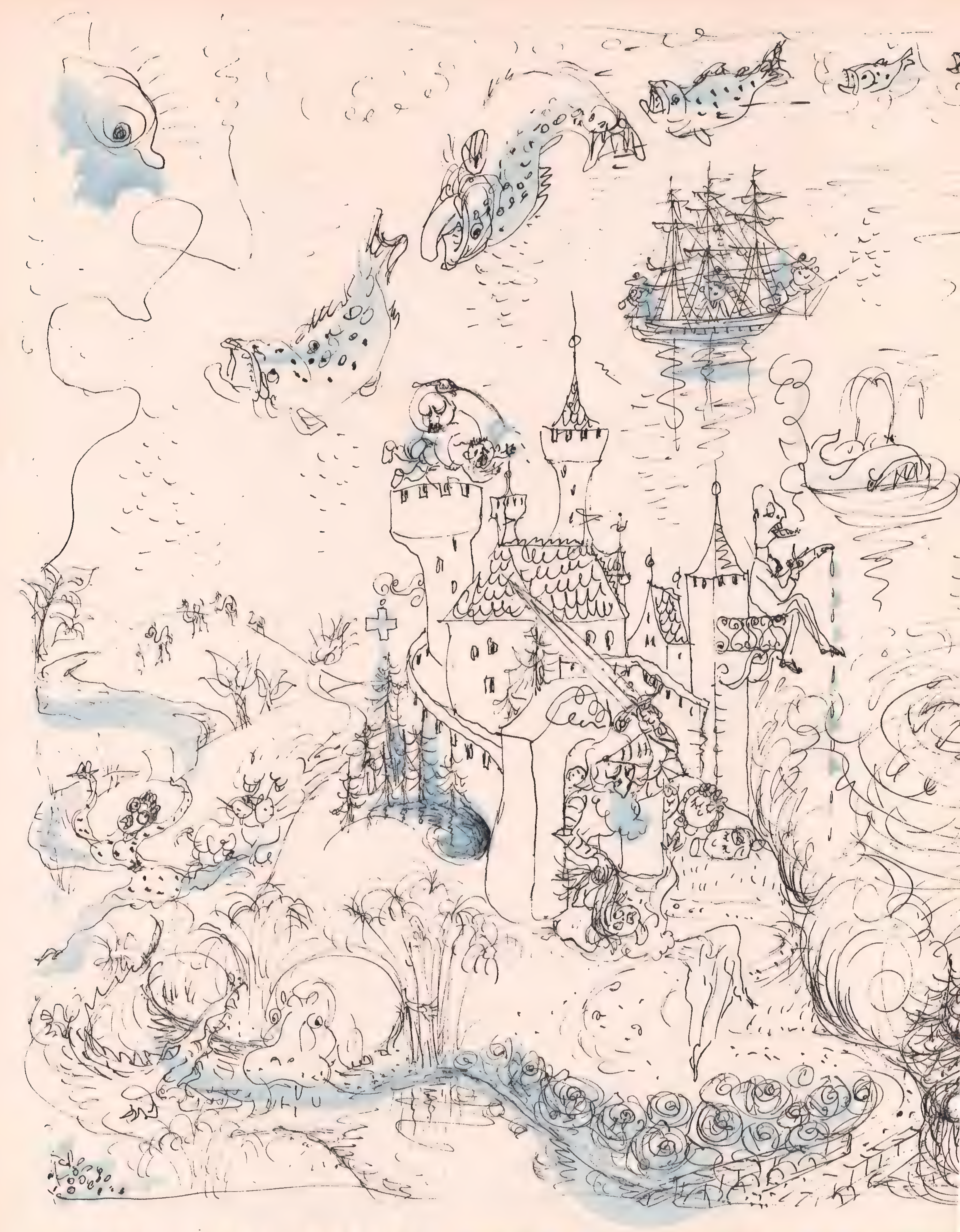
In einer weit schwierigeren Lage befindet sich die Sprache der Welt des Sichtbaren, zum Beispiel: der Farben, gegenüber. Es mag uns zwar so vorkommen, als ob zwischen dem hellen Vokalkern im Worte *weiß*, dem dunklen in *blau*, dem satten in *rot* und diesen Farben eine direkte Beziehung bestehe; wie unwahrscheinlich dies aber ist, ergibt sich schon aus der Tatsache, daß die Bezeichnungen der gleichen Farben in andern Sprachen einen ganz anderen Klangwert haben. Die Sprache mußte die Namen für die einfachen Farben gewissermaßen frei erfinden. Aber sie ging dabei nicht von der Skala der Grundfarben aus, auf die der Kulturmensch die unendliche Mannigfaltigkeit der Farbenwelt zurückzuführen gelernt hat. Ob eine Farbe oder ein Farbton einen eigenen Namen bekam, das hing vielmehr immer davon ab, welche Bedeutung diese Farbe für den Menschen besaß. Es gibt Negerstämme, die für die Farben des Himmels und der Wiese nur ein einziges Wort, für die verschiedenen Abstufungen von *braun* dagegen eine ganze Reihe eigener Bezeichnungen haben — ihre Umwelt ist vorwiegend braun, daher ist es für sie wichtiger, die verschiedenen Schattierungen von braun als die Grundfarben unterscheiden zu können. Auch eine rein ästhetische Vorliebe für eine bestimmte Farbe kann sich in einer größeren Zahl von Bezeichnungen für die verschiedenen Nuancen ausdrücken. So hat der Japaner, der offenbar die Farbe *blau* besonders liebt, mehr als ein Dutzend selbständige Worte für Blautöne. Aber umgekehrt ist der Mangel an unterscheidenden Farbbezeichnungen doch noch kein gültiger Beweis für die entsprechende Armut an Farbempfindungen. Darwin machte an seinen drei Kindern die Erfahrung, daß sie lange völlig unfähig waren, die Farben kolorierter Stiche zu benennen, obwohl er sie ihnen mehrmals vorsagte, und an Schulkindern wurde beobachtet, daß sie die Namen für *grau* und *blau* nicht kannten. Solche Kinder gelten gewöhnlich für teilweise farbenblind — mit Unrecht in der Regel: es ist immer möglich, daß die Sprache mit dem fortschreitenden Unterscheidungsvermögen der Sinnesorgane nicht Schritt zu halten vermag, und so eng die Beziehungen zwischen dem Denken und der Sprache sind, so wenig ist deshalb die Tatsache, daß ein Mensch für einen Sinneseindruck kein Wort zur Verfügung hat, an sich ein schlüssiger Beweis dafür, daß dieser Eindruck für ihn überhaupt nicht existiert — kennen und benennen können ist, wie Helmholtz mit Recht betont hat, eben doch nicht dasselbe.

Die Grundfarben erscheinen in der Natur weit seltener rein als vielfach abgestuft, gebrochen und miteinander vermischt. Diese Nuancen sucht die Sprache so klar wie möglich zu bezeichnen und gegeneinander abzugrenzen. Die leiseste Andeutung, gewissermaßen nur den Anhauch einer Farbe bezeichnet das Deutsche mit der Endung *-lich*, in der das alte Hauptwort *lîch*, der Leib, fortlebt (*rötlich, bläulich* usw); den schwächsten Intensitätsgrad kennzeichnet das vorgesetzte Eigenschaftswort *hell-*, den stärksten vorgesetztes *dunkel-* oder das der räumlichen Vorstellungswelt entnommene *tief-*; die Zwischenstufen und Mischungen der verschiedenen Farben werden durch die einfache Verbindung der Farbwörter (*graublau, rotbraun* usw.) ausgedrückt. Aber mit diesen einfachen Mitteln allein würde die Sprache dem unendlichen Farbenreichtum der Welt des Sichtbaren nicht von ferne gerecht. Unbegrenzte weitere Nuancierungsmöglichkeiten ergeben sich aus dem Vergleich, der das stoffgebundene Farberlebnis für die differenzierende Farbbenennung auszunützen versteht. In der Wortzusammensetzung hat die deutsche

Fortsetzung Seite 29

	Bedeutung	Aussprache
青	blau	ao
蒼	hellblau	ao
藍	dunkelblau *(nach der gleichnamigen Pflanze benannt)*	ai
紺	ultramarin	kon
紺青	indigo	konjô
碧	blaugrün	ao, midori

	Bedeutung	Aussprache
淺黄	blaßblau	asagi
眞青	leuchtend blau	massao
翠	grünlichblau	midori
空色	himmelblau	sorairo
	tiefblau	hanadairo



DAS BLAUE WUNDER

gezeichnet von Hans Fischer

Hinter dem, was wir reden, stecken manchmal die
Unterhaltung 24 blaue Ausdrücke auf dieser Doppel



Dinge, hier stecken hinter den Dingen die Redensarten. Da wir unsern Lesern über alles grün sind, haben wir über die Schnur gehauen und haben zu deren seite versteckt. Die sind zu suchen! Die Richtigkeit des Gefundenen läßt auf Seite 52 des Heftes sich nachprüfen. Die 24 blauen Ausdrücke sind dort aufgeführt.



ERNST SCHIESS: *Spanische Bodega. Blaustiftzeichnung.* *Kupferstichkabinett Basel. Vermächtnis Dr. Carl Mettler*

Es gibt fast kein vollendetes Werk, aber hundert und aber hundert Skizzen dieses Malers, dessen merkwürdiges, den wenigsten bekanntes Leben 1872 in Basel begann und nach Amerika, Frankreich, Italien, Spanien und Algerien führte, ehe es 1919 in Valencia schloß. Jedes Blatt, jeder bemalte Karton ist bezaubernd. Denn, da nicht der leiseste Gedanke an Verkäuflichkeit mitspielte, so mischte sich auch nicht eine Spur irgendwelcher Pose in das immer bescheidene Beginnen mit einfachsten und reinsten Mitteln. Alle Skizzen scheinen in der Einsicht abzubrechen, daß etwas so Schönes wie das wundersame Licht des Südens doch nie zu Ende gemalt werden könne. So bleiben sie im lichten Zauber, bevor derselbe vor lauter Versuchen trübe geworden ist. Sogar Zeichnungen, die abwechselnd mit Blau- oder Rotstift hingeworfen werden, leuchten. In Schieß hat der Zauber des «*Fragmentarischen*», der von den Bruchstücken der Antike in die geschriebenen Gedanken der neuen Zeit überging, auch die malerische Darstellung ergriffen. Jedes Werk ist nur ein Fragment – und enthält doch gerade so das *Ganze:* die leuchtende Erscheinung des farbigen Lebens in versuchter, zartester, nie aufhörender Verehrung. Walter Ueberwasser

Sprache mehr als jede andere ein Mittel, den Vergleich in die Farbbezeichnung selber aufzunehmen. Das hellste Weiß ist *schneeweiß*, das dunkelste Schwarz *rabenschwarz*, oder noch dunkler: *kohlrabenschwarz* (schwarz wie Kohle und wie ein Rabe), oder noch schwärzer: *kohlpechrabenschwarz*. Totes Grau ist *aschgrau*, feines *mausgrau*, stechendes Gelb *schwefelgelb*, etwas ordinäres Grün *grasgrün*, starkes, gewissermaßen lautes Rot *knallrot*, etwas gedämpftes Rot *ziegelrot*, zartes Blau *veilchenblau*, *vergißmeinnichtblau*, etwas intensiveres Blau *himmelblau*, noch kräftigeres *azurblau*. Das aus dem Französischen übernommene Wort *Azur*, der Himmel, geht allerdings auf ein sprachliches Mißverständnis zurück: es ist eigentlich das Wort *lazur*, der Lasurstein, der zur Herstellung von blauer Farbe verwendet wurde; man hielt das anlautende l für den Artikel und ließ es daher einfach weg. Da der Lasurstein aus Asien stammt, bezeichnet man diese Farbe auch mit dem Wort *ultramarin*, von jenseits des Meeres. Ein unangenehm starkes Blau heißt schweizerdeutsch *chnütschblau*, von *chnütsche*, schlagen; *chöltschblau* ist das kräftige Blau, mit dem *Chöltsch* gefärbt wurde, ein aus Köln stammender derber Baumwollen- oder Leinenstoff, der besonders zu Bettanzügen und Vorhängen verarbeitet wurde. *Blauschwarz* ist eigentlich nicht sehr tiefes Blau, sondern ganz dunkles Schwarz — tiefschwarze Haare haben oft einen Stich ins Blaue, und der grausame Ritter *Blaubart* hatte sicher keinen blauen, sondern einen unheimlich schwarzen Bart.

Weil die Farbe natürlicherweise nicht als etwas für sich, sondern als eine Eigenschaft, ja, als ein wesentlicher Bestandteil eines Gegenstandes oder lebenden Wesens empfunden wird, kann der Name einer Sache zur Farbbenennung werden: unser *lila* ist das aus dem Indischen *(Indigo)* stammende spanische Wort für Flieder, und *Scharlach* hieß ursprünglich ein hochrotes Tuch. Die besonders enge Beziehung der Farbe zum Gegenstand zeigt sich auch darin, daß das Substantiv, wenn es mit mehreren Eigenschaftswörtern ausgestattet wird, das Farbadjektiv in der Regel dicht an sich zieht: wir sagen eher *frisches grünes Gras*, ein *neues weißes Kleid*, als *grünes frisches Gras*, ein *weißes neues Kleid*.

Unkenntnis der Herkunft von Worten hat überhaupt schon mehrfach Farbbezeichnungen in Worte hineingeschmuggelt, die gar keine solchen enthalten, und umgekehrt gelegentlich auch Farben aus alten Worten verschwinden lassen. Wer einen andern anschwindelt, *macht* ihm etwas *weis* — nicht weiß; die Redensart bedeutet eigentlich: einen weise, einer Sache kundig machen, in den ausschließlich üblen heutigen Sinn hat sie sich erst mit der Zeit verengert. *Weißbrot* ist vermutlich nicht weißes Brot, sondern Weizenbrot, und die *Schwarzkunst*, Zauberei, hat sprachgeschichtlich nichts mit *schwarz*, unheimlich, zu schaffen: das Wort ist die deutsche Uebersetzung des Fremdwortes *Negromantie*, das selbst aus *Nekromantie*, Totenbeschwörung zum Zweck der Wahrsagung, entstellt ist. Ein sprachliches Mißverständnis läßt uns andererseits in der *Miniatur* das zugrundeliegende Farbwort nicht mehr erkennen: wir bringen das Wort mit lateinisch *minus*, weniger, zusammen und brauchen es daher als Bezeichnung eines ganz kleinen, niedlichen Bildchens, vorwiegend eines Porträts; tatsächlich steckt in dem italienischen Grundwort *miniatura* das lateinische *minium*, deutsch *Mennig*, der Name einer aus Blei gewonnenen gelblichroten Farbe, die von den klösterlichen Malern des Mittelalters mit Vorliebe verwendet wurde.

Ergibt sich die symbolische Bedeutung der Farben, wie sie sich in hunderterlei Redensarten spiegelt, unmittelbar aus ihrer physiologischen Wirkung? oder geht sie über die Gegenstände, mit welchen eine Farbe besonders häufig und in besonders eindrücklicher Weise verbunden erscheint? Das eine wird vom andern kaum mit Sicherheit zu trennen sein. Das *schwarze Brett*, an dem die Professoren seit Menschengedenken ihre Vorlesungen anzukündigen pflegen, wirkt ernst und sachlich, wie es sich für eine streng wissenschaftliche Angelegenheit geziemt. Auf eine *schwarze Liste* zu kommen, wünscht dagegen niemand, und wer *Schwarzhandel* treibt und dabei erwischt wird, hat Strafe zu gewärtigen, wie es sich gehört. An einem *schwarzen Tag* geht alles schief, und ein *Schwarzseher* sieht die Welt durch eine rußgeschwärzte Brille und erwartet daher von der Zukunft nichts als Unheil. Wer *schwarz aus weiß* und *weiß aus schwarz macht*, kehrt die geltenden moralischen Wertmaßstäbe um, und wer *einen Mohren weiß waschen* will, macht den aussichtslosen Versuch, einen Bösewicht in einen Engel zu verwandeln. Die *weiße Fahne* kündigt die Bereitschaft an, die Waffen niederzulegen, die *rote Fahne* ruft zum Kampf heraus; ein *rotes Tuch* wirkt aufreizend wie im Stierkampf. Der *rote Faden* als Bezeichnung eines Gedankens, der sich durch eine ganze Abhandlung hindurchzieht, ist durch Goethe in den deutschen Wortschatz eingeführt worden: bei der englischen Flotte, heißt es in den «Wahlverwandtschaften», sind «sämtliche Tauwerke, vom stärksten bis zum schwächsten, dergestalt gesponnen, daß ein roter Faden durch das Ganze durchgeht, den man nicht herausnehmen kann, ohne alles aufzulösen, und woran auch die kleinsten Stücke kenntlich sind, daß sie der Krone gehören. Ebenso zieht sich durch Ottiliens Tagebuch ein Faden der Neigung und Anhänglichkeit, der alles verbindet und das Ganze bezeichnet». *Gelbschnabel* nennen wir nach einem noch nicht flüggen jungen Vogel einen unerfahrenen jungen Menschen, der sich ein eigenes Urteil anmaßt über Dinge, von denen er noch nichts versteht. *Grün* bedeutet Gedeihen, frisches Leben, Jugend, Hoffnung. Wer auf einen *grünen Zweig* kommt, mit dem geht es aufwärts; mit einem Menschen, dem wir *nicht grün sind*, möchten wir auf keinen Fall das Leben teilen. Wer sich

Fortsetzung Seite 34

LES BAS-BLEUS.



Chez Aubert, Pl. de la Bourse, 29. Imp. d'Aubert & Cie.

(*Le parterre de l'Odéon.*) — L'auteur!.. l'auteur!.. l'auteur!...

— Messieurs, votre impatience va être satisfaite... vous désirez connaître l'auteur de l'ouvrage remarquable qui vient d'obtenir un si grand, et je dois le dire, si légitime succès.... cet auteur.... c'est môa!..

HONORÉ DAUMIER: *Les bas bleus. «Blaustrümpfe». Unter diesem Titel zeichnete Daumier vierzig Blätter,*

LES BAS BLEUS.



Chez Aubert & Cie Pl. de la Bourse 29. Imp. d'Aubert & Cie

– Monsieur, pardon si je vous gêne un peu.... mais vous comprenez qu'écrivant en ce moment un roman nouveau, je dois consulter une foule d'auteurs anciens !......
– (Le Monsieur à part.) Des auteurs anciens !... parbleu elle aurait bien dû les consulter de leur vivant, car elle a dû être leur contemporaine !....

die vom Januar 1844 bis im August 1844 im «Charivari» erschienen sind. Lithographie. Kunsthaus Zürich



WALLISER GOLDWESPE

(Chrysis scutellaris F.)

Zu den schönsten Insekten überhaupt gehören die Goldwespen, von denen in unserem Lande viele Arten leben, wobei besonders das Wallis ein wahres Chrysiden-Dorado bildet. Es sind Wunder am Wege, metallblau, smaragdgrün, violett, rotgolden: meist traut der Laie seinen Augen kaum, wenn er einmal eines dieser Sonnenkinder zu sehen bekommt. Es kann ihnen nie heiß genug sein, sie setzen sich noch auf besonntes Blech, das wir schon nicht mehr in die Hand nehmen mögen. Man sieht sie geschäftig an Telephonstangen, steilen Lehmwänden, altem Holzwerk hin und her gehen, auch besuchen sie den Nektartisch der Doldenblütler. Droht Gefahr, dann vermögen sie sich wie die Asseln einzukugeln und purzeln so auch einmal an einem Abhang herunter. Eine Walliser Chrysidenjagd wird immer zum unvergeßlichen Erlebnis, und es ist gut, daß die berühmten Fundorte nur einem kleinen Kreis von Eingeweihten bekannt sind, müßte man doch befürchten, daß ein ins Sportliche ausartendes Sammeln dieser Prachtwesen zu ihrer Ausrottung führen würde. Um ihnen dennoch einen größeren Freundeskreis zu werben, hat sich Walter Linsenmaier die Aufgabe gestellt, eines seiner Walliser Tiere groß und farbig auszuführen. Er hat damit ein Werk geschaffen, das die heimlichen Schönheiten des Alltags mit alten Mitteln neu erschließt. C.

Chrysis scutellaris F. Farbzeichnung von Walter Linsenmaier.
Rechts: Ausschnitt in Originalgröße. Die Goldwespe selbst ist 7 mm lang.



aber klopfenden Herzens an den *grünen Tisch* setzt, an dem sich entscheidende Verhandlungen oder Prüfungen abzuspielen pflegen, mag sich mit der Gewißheit trösten, daß auch dieses allerdings etwas dunklere Grün die Farbe der Hoffnung sein will.

Blau ist der wolkenlose Himmel, *blau* sind die Berge, die den Horizont begrenzen — deshalb bedeutet *Blau* in einer Anzahl deutscher Redensarten: Ferne, unendliche Weite, Entrückung aus der Gebundenheit des äußeren Lebens:

«Wo das Geheimnis einer Ferne blaut,
Ergriff mich unersättlich Lebenslust
Und füllte mir die Augen und die Brust»

bekennt der Pilgrim Conrad Ferdinand Meyer. Sinnbild der Sehnsucht überhaupt, nicht der Sehnsucht nach einem bestimmbaren Ziel, ist die *blaue Blume* der Romantik, die Heinrich von Ofterdingen im Roman von Novalis «mit unnennbarer Zärtlichkeit» erblickt und vergeblich zu ergreifen sucht. Ins Zauberland der spielerischen Phantasie entführte den Zuschauer der unvergeßliche *Blaue Vogel*, die Kleinkunstbühne des Russen Jascha Juschny. Wer eine *Fahrt ins Blaue* unternimmt, der reist wie Eichendorffs wanderseliger Taugenichts aus purer Freude am Reisen an sich, nicht um eines bestimmten Zweckes oder Zieles willen. Wer *ins Blaue schießt*, *ins Blaue redet*, *ins Blaue hinaus* oder *hinein* irgend etwas *tut*, legt los, ohne sich erst davon Rechenschaft zu geben, ob dabei etwas Vernünftiges herauskommen werde, und er richtet deshalb in der Regel auch nichts aus («Schieße deine Pfeile nicht nach dem Himmel; denn das Haupt Allahs erreichst du nie», sagt der Araber). *Blau* ist auch die Farbe aller Zauberei: vor einem *blauen Wunder* steht einem der Verstand still; wer einem andern *einen blauen Dunst vormacht*, der hintergeht ihn wie der Geisterbeschwörer, der den Zuschauer mit narkotischen Dämpfen benebelt. *Blau pfeifen* bedeutet hexen, einen *blau anlaufen lassen* ihn zum besten halten (bis er vor Aerger blau wird?). Weshalb der Keuchhusten auch *blauer Husten* heißt, weiß jeder, der einmal ein von diesem Leiden befallenes Kind gesehen hat. Wer bei einer temperamentvollen Auseinandersetzung mit Worten oder Taten den kürzern zieht, kann froh sein, wenn er wenigstens *mit einem blauen Auge*, eigentlich mit einer Quetschung der Umgebung eines Auges, also mit einem verhältnismäßig geringfügigen Schaden, *davonkommt*.

Der Ausdruck *blaues Blut* bedeutet vornehme Abstammung; das wird darauf zurückgeführt, daß bei den spanischen Edlen gotischer Herkunft, die eine hellere Haut hatten als die maurischen Spanier, das dunkle Venenblut der Hände bläulich durchschimmerte, wie es bei hellhäutigen Menschen zu geschehen pflegt. Das *blaue Band* ist ein Orden wie zum Beispiel der englische Hosenbandorden, so benannt nach der Farbe des Bandes, an dem er getragen wird, oder, da ein Orden natürlicherweise durch hervorragende Leistungen verdient werden muß, die Auszeichnung des Siegers in einem Wettkampf; der Ehrgeiz des Kapitäns, das *blaue Band des Ozeans* zu gewinnen, jagte den englischen Luxusdampfer «Titanic» auf seiner Jungfernfahrt vor Neufundland in einen Eisberg hinein. Der *blaue Montag* war ursprünglich nur der Fastnachtsmontag, und er hieß darum so, weil an diesem Tag die Altäre in den Kirchen mit blauen oder violetten Tüchern behängt werden; wer *blauen Montag* oder *Blauen* oder einfach *blau macht*, leistet sich das Vergnügen, ohne zwingenden Grund an einem Werktag nicht zu arbeiten.

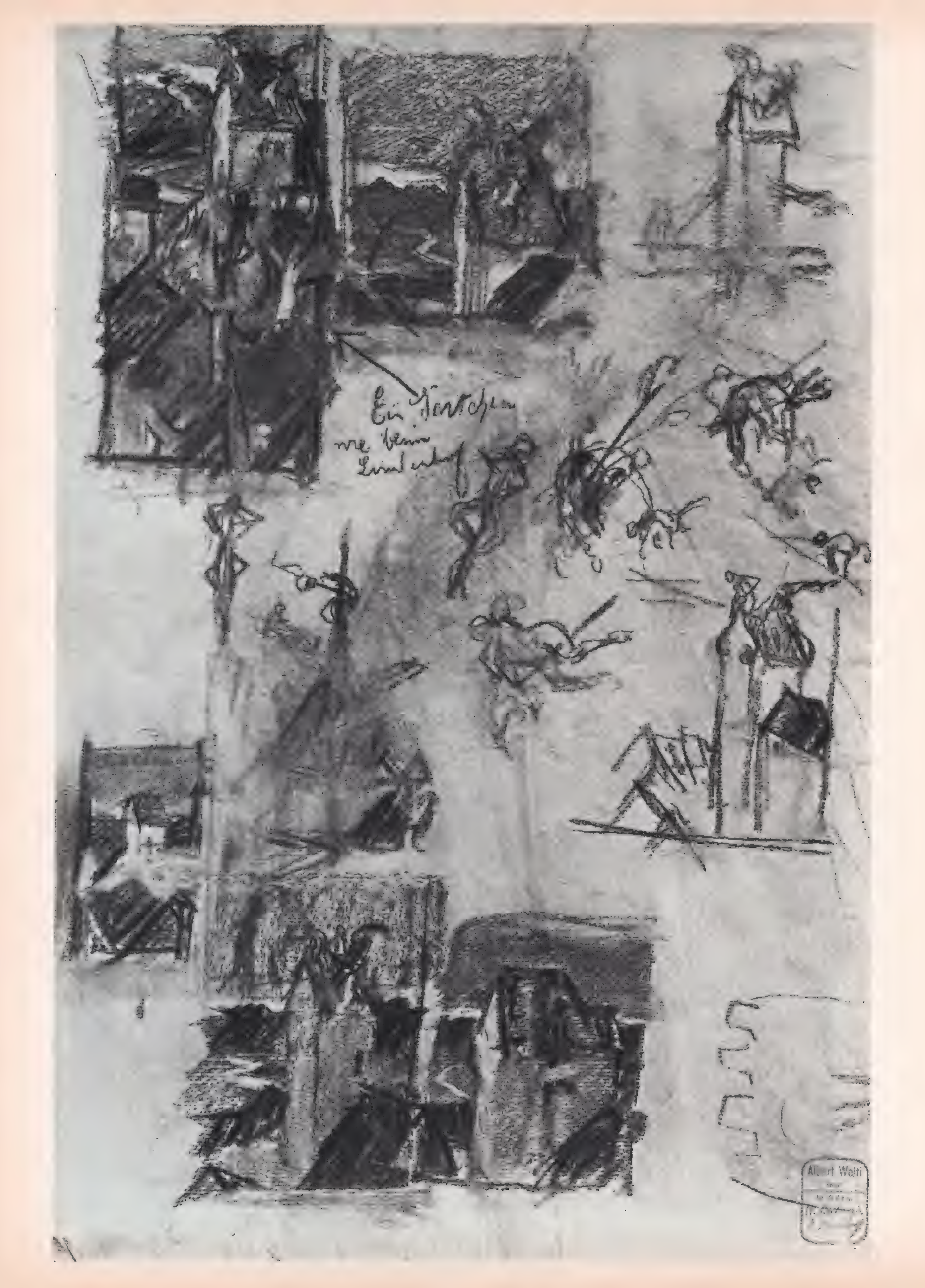
Englischer Herkunft ist endlich auch der *Blaustrumpf*, der Spitzname für ein seiner weiblichen Natur entfremdetes gelehrtes oder gelehrt tuendes weibliches Wesen. In einer anderen Bedeutung war das Wort im achtzehnten Jahrhundert in der deutschen Sprache heimisch: in Süddeutschland trugen die Polizisten und Gerichtsdiener blaue Strümpfe und wurden daher *Blaustrümpfe* genannt; in der Studentensprache wurde das Wort zur Bezeichnung eines klatschsüchtigen Menschen, der sich in Dinge mischt, die ihn nichts angehen. Als der «*höllische Blaustrumpf*», der in Schillers «Räubern» den böhmischen Reitern den Schlupfwinkel der Bande verraten hat, avanciert der heimtückische Angeber zum Teufel. Aber damit hat der heutige harmlose, leicht komisch wirkende *Blaustrumpf* nicht das mindeste zu tun: er kommt nicht aus der dunklen Welt der Verbrecher und ihrer Häscher, sondern geradenwegs aus dem englischen schöngeistigen Salon. Wie Boswell in seinem «Leben Johnsons» erzählt, soll um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in der literarischen Gesellschaft, die im Salon der Lady Montagu zusammenzukommen pflegte, der originelle Causeur Stillingfleet, der sich in Toilettefragen nicht im geringsten um die herrschende Mode kümmerte, in blauen Kniestrümpfen erschienen sein; der Admiral Boscawen habe diesen Zusammenkünften deshalb den Namen «*Blaustrumpfgesellschaften*» gegeben, weil hier der Geist, nicht die Mode, den Ton angebe. Nach den Memoiren der Tochter der Lady Montagu aber hätte, wie man in Büchmanns «Geflügelten Worten» nachlesen kann, eine Pariser Dame die blauen Seidenstrümpfe als neueste Mode bei den Damen dieses Kreises eingeführt. —

Versöhnlich über die aufatmende Erde ausgespannt, läßt der Regenbogen die Herrlichkeit der Welt in allen Farben spielen. Auch die Sprache ist ein Spiegelbild der Wirklichkeit — wie Iris, deren Anblick den zu neuem Dasein erwachenden Faust erkennen läßt: «*Am farbigen Abglanz haben wir das Leben.*»

Max Zollinger

MATTHIAS GRÜNEWALD:
Christus. Zeichnung auf blauem Papier
Kupferstichkabinett Basel











RUDOLF KOLLER:
Aus den Skizzenbüchern. Kunsthaus Zürich

◀ ALBERT WELTI:
Skizze zur Walpurgisnacht. Kohle auf blauem Papier
Kunsthaus Zürich



HANS LEONHARD SCHÄUFELEIN: *Moses empfängt die Gesetzestafeln. Feder, auf blaugrün grundiertem Papier. Kupferstichkabinett Basel*

ZWEI DIAMANTEN VIER PERLEN EIN SAPHIR

VON CHARLOTTE HERZFELD-SCHILAKOWSKI

Paris, Ende August 1792. Frau von Tourzel liest mit eintöniger Stimme Gebete. Fräulein von Tourzel sucht einen Ring. Beide Damen sind in Lebensgefahr, es wäre besser, sie würden fliehen. Aber Frau von Tourzel ist Witwe, seit langen Jahren schon, sie gehört zu den Personen, die aus dem Kummer ihr täglich Brot machen, und Fräulein von Tourzel ist zu jung, als daß man ihr erlauben würde, für sich und die Mutter einen Entschluß zu fassen.

Der Mann, den das 18jährige Fräulein von Tourzel liebt, hat versucht, zu entkommen. Kurz vor Lyon wurde er erkannt, vor ein Revolutionsgericht gestellt und als Deserteur erschossen. Er war ein Vetter, ein junger Offizier.

Die Mutter weiß nicht, was in der Tochter vorgeht. Fräulein von Tourzel hat ihre armselige, kleine Intrige verschwiegen. Sie hat den Ring, das Liebespfand, verborgen und so oft mit dem Versteck gewechselt, daß sie ihn nun nicht wiederfindet. Er könnte in ihrem Nadelbüchschen sein; aber das Nadelbüchschen ist leer. Sie öffnet verstohlen ein Buch. Lag er in Gressets «Méchant», befindet er sich zwischen den Seiten von Fénélons Télémaque? Die Mutter betet, Fräulein von Tourzel ist zu traurig, um sich zu fürchten.

Verfolgte erkennen an der Art des Klopfens, daß man sie abholt. Die beiden Frauen hören laute Schläge im Erdgeschoß, an ihrer Tür. Frau von Tourzel hatte als Erzieherin des Dauphins an der vereitelten Flucht des Königspaares teilgenommen. Im Durcheinander der Rückkehr aus Varennes konnte sie unbehelligt ihre Wohnung aufsuchen. Jetzt wird sie verhaftet, sie und ihre Tochter.

Man führt Mme und Mlle de Tourzel in einem Wagen zum Rathaus. Sie warten stundenlang, von bewaffneten Bürgergardisten bewacht. Neben ihnen ruft man die Prinzessin Lamballe zum Verhör. Mutter und Tochter werden einzeln vernommen und danach zusammen mit der Prinzessin Lamballe in das Gefängnis La Force überführt.

Zunächst müssen sie dort in der Pförtnerloge verweilen. Der Pförtner führt ein Register und schreibt ihre Personalien auf. Ein Unbekannter nimmt Fräulein de Tourzel beiseite und sagt, sie verrate in Haltung und Redeweise zu sehr ihre Zugehörigkeit zum Hof, es wäre klug, wenn sie lernen würde, sich etwas volkstümlicher auszudrücken. Fräulein von Tourzel antwortet von oben herab, daß sie zu bleiben gedenke, was sie war, und daß es ihr nicht in den Sinn käme, ihre Haltung oder ihre Redeweise zu ändern. Darauf geht der Fremde achselzuckend.

Man verwahrt Fräulein von Tourzel in Einzelhaft. Das erscheint ihr besonders grausam, sie möchte nicht von der Mutter getrennt sein. Ein gutmütiger Wärter läßt ihr seinen Hund, damit sie nicht völlig allein ist. Aber sie verspricht, wenn sie gefragt wird, zu sagen, das Tier sei versehentlich in ihrer Zelle geblieben. In den nächsten Tagen kommt eine Inspektion. Fräulein von Tourzel fleht, man möge sie die Haft der Mutter teilen lassen. Nach einigem administrativen Hin und Her wird das gestattet.

Sie befindet sich jetzt in einem Raum mit Frau von Tourzel und der Prinzessin Lamballe. Die Mutter betet oder arbeitet stumm an einer Handarbeit. Die Prinzessin stellt viele unruhige Fragen. Fräulein von Tourzel denkt an den schönen Offizier, den man erschossen hat, wie ihr berichtet wurde, und sie fühlt sich gleichgültig gegen Leben und Tod.

Eines Nachts klopft es an die Tür der Zelle. Ein Mann mit einer Liste verliest im Schein einer Laterne Fräulein von Tourzels Namen und ordnet an, sie möge sich ankleiden und ihm folgen. Fräulein von Tourzel bleibt unbeweglich unter ihrer rauhen Wolldecke liegen; aber die Mutter ermahnt sie, es sei an der Zeit, zu gehorchen. Fräulein von Tourzel legt hastig und ungeschickt ihre Kleider an, unterdessen fragen die Frauen, wohin das junge Mädchen geführt wird. Der Vollzugsbeamte deutet mit einem Blick an, daß das eine recht überflüssige Frage sei, danach mahnt er kurz zur Eile. Die Frauen weinen und nehmen Abschied von Mlle de Tourzel.

In den langen Korridoren des Gefängnisses läßt der Beamte die Liste in seiner Tasche verschwinden. Man benutzt eine Treppe, durchschreitet einen weiteren Gang, plötzlich hört man irgendwo Stimmen und Lärm, der Fremde reißt eine Tür auf, schiebt Fräulein von Tourzel in einen kleinen, matt beleuchteten Raum und schließt hinter ihr ab. Das erste, was das junge Mädchen bemerkt, ist ein an der Wand befestigter Armleuchter, auf dem das kurze Stümpfchen einer Kerze brennt. Sie hat Muße, dem langsamen Erlöschen des Lichtes zuzusehen. Dann befindet sie sich in völliger Dunkelheit. Sie denkt an den Ring, auf dem die Worte zu lesen waren: «amor vincit omnia», und sie weiß trotzdem nicht einmal, ob der schöne Vetter sie geliebt hat. Im Begriff, zu fliehen, schloß er sie lächelnd in seine Arme und sprach mit lebhaften Worten auf sie ein. Von der Straße her, durch das offene Fenster, klang ohrenbetäubender Tumult, die Menge hatte sich eines Opfers bemächtigt. Fräulein von Tourzel verstand kein Wort von dem, was der Vetter ihr sagte, er schob ihr einen

Gegenstand zu, den Ring, und verließ in Eile das Haus durch eine Pforte, die zum Garten und zu mehreren Höfen führte. — Das eingesperrte junge Mädchen beginnt, sich in der Dunkelheit zu fürchten.

Nach einer Stunde etwa öffnet sich leise die verschlossene Tür, und der Beamte mit seiner Laterne winkt Fräulein von Tourzel. Wie sie ihn jetzt näher ins Auge faßt, begreift sie, es ist der Unbekannte aus der Pförtnerloge. Er läßt sie leise eine Wendeltreppe hinabsteigen, er öffnet ein Zimmer und zeigt ihr ein Paket Kleider, die sie anziehen soll. Danach verläßt er sie. Fräulein von Tourzel verharrt unbeweglich, ohne die Sachen anzurühren. Der Fremde kehrt zurück und fragt ungeduldig, warum sie nicht verkleidet ist. «Haben Sie noch nicht begriffen, daß es um Ihr Leben geht?»

Fräulein von Tourzel legt widerwillig den Sonntagsputz einer Bäuerin an, die Sachen sind für sie zu weit, und sie streift sie gedankenlos über die Kleider, die sie schon trägt. Der Fremde begutachtet mißbilligend ihren Anzug und nimmt sie kurz entschlossen bei der Hand. Fräulein von Tourzel verläßt wie im Traum das Gefängnis.

Draußen ist heller Mondschein, und eine lebhaft bewegte Menge flutet durch die Straßen. Man erkennt unschwer, daß Fräulein von Tourzel verkleidet ist. In wenigen Minuten umringt man sie, Leute mit Piken und Säbeln bedrohen sie. Ihr Begleiter legitimiert sich, er gehört zur revolutionären Kommune, er spricht von einer Angeklagten, die er auf höheren Befehl zu einem Sonderverhör zu bringen hat. Die Menge lacht, und einige fragen höhnisch: «Warum ist dann das Fräulein verkleidet?» Das Mitglied der revolutionären Kommune antwortet kaltblütig: «Wir haben sie so, wie sie da geht, heute früh auf der Landstraße aufgegriffen.»

Fräulein von Tourzel und ihr Beschützer setzen ihren Weg fort. Sie wird noch einmal erkannt und diesmal mit einigen Faustschlägen von dem Unbekannten aus der Menge herausgehauen; aber dann versteckt er sie in einem dunklen Hof, wo er sie warten läßt, bis er einen einigermaßen passablen Weg gefunden haben wird.

Nach einer halben Stunde kommt er wieder, über dem Arm hat er eine Hose und eine Art Mantel; sie muß sich unbedingt umkleiden. Fräulein von Tourzel sagt: Männerkleider legt sie nicht an. Der Retter begegnet so vieler Torheit mit kalter Verachtung. Fräulein von Tourzel, eingeschüchtert, bequemt sich in die Hose. Sie nimmt den Mantel um, auf dem Kopf hat sie eine weibliche Nachtmütze, an den Füßen winzige, sehr kokette Schuhe. Die Verkleidung erweist sich als unmöglich. Fräulein von Tourzel muß bleiben wie sie war.

Zwei Wege stehen offen. Entweder man wagt sich noch einmal auf eine Straße, die unmittelbar am Gefängnis La Force vorüberführt, oder man durchquert eine Kirche. Fräulein von Tourzels Führer entschließt sich für das Letztere. In der Kirche — es ist die Zeit der Frühmesse — findet eine revolutionäre Zeremonie statt. Fräulein von Tourzel hastet, zuweilen niederkniend, zuweilen sich bückend, durch das Seitenschiff. In einer menschenleeren Kapelle, hinter dem Altar, soll sie erneut warten. Kaum allein gelassen, besinnt sie sich darauf, daß sie an dieser Stelle nur wenige Minuten von ihrer mütterlichen Wohnung entfernt ist. Sie läuft, in unzulänglicher Verkleidung, mit Nachtmütze und zerzaustem Haar, durch morgendliche Straßen.

Die Wohnung ist nach einer Haussuchung amtlich versiegelt. Sie zerschlägt an der Gartenfront ein Fensterchen, das in die Kammer einer Magd führt, steigt ein, findet alle Zimmer in unbeschreiblichem Durcheinander, Schubladen herausgerissen, der Inhalt von Schränken auf dem Fußboden verstreut. Sie sucht den Ring. Sie hört Schritte, eine Dienerin klopft vorn an die Tür, nennt ihren Namen, sie antwortet nicht, sie durchstöbert ein Kästchen mit Spitzen, sie findet ein Paar Tanzschuhe, sie schüttelt sie, der Ring fällt heraus.

Auf dem Rückweg durch das Fensterchen reißt sie sich an Glassplittern, wird von einer gutmütigen Frau auf der Straße aufgehalten, die die blutende Hand mit einem Taschentuch verbinden will, erreicht atemlos Kirche und Seitenkapelle. Von ihrem Führer ist nichts zu sehen. Ist er unterdessen zurückgekehrt? Hat er, da er sie nicht fand, es aufgegeben, sich um sie zu kümmern? Es vergehen angstvolle, endlose Minuten.

Endlich steht der Unbekannte wieder vor ihr. «Ich führe Sie in mein Haus.» Man durchschreitet ohne Zwischenfall einige Straßen. Der Fremde klopft an eine Tür, zieht Fräulein von Tourzel in einen Flur und schließt sie in einem Zimmer ein. Kurz danach hört sie eine Tür zufallen, der Fremde hat eilig seine Wohnung verlassen. Sie findet einen Lehnstuhl, in dem sie ausruhen kann, in einem Wandschränkchen einige Scheiben Brot, von denen sie unbedenklich ißt. Sie betrachtet den Ring, sie erinnert sich mit fürchterlicher Deutlichkeit daran, daß der Geber tot ist. Zwei Diamanten, vier Perlen, ein Saphir. Amor vincit omnia.

Sie glaubt, geschlafen zu haben; denn als sie auffährt, steht wieder der unbekannte Großmütige vor ihr. Aber er ist verändert, er erscheint zum ersten Male bestürzt, er horcht auf die Straße, er sagt mit fliegenden Worten: «Man weiß, daß Sie bei mir sind. Man wird kommen, Sie hier zu suchen. Sie müssen fort. Sie müssen allein fort. Man darf uns nicht mehr miteinander sehen. Hier ist ein Hut, ein Schleier, ein Mantel. Und achten Sie auf jedes Wort, das ich Ihnen jetzt sage:

Sie verlassen mein Haus. Zunächst gehen Sie nach rechts. Dann nehmen Sie die erste Straße links. Sie kommen auf einen kleinen Platz, auf dem drei Straßen zusammenlaufen. Die mittelste ist die richtige. Sie werden an einen Brunnen gelangen, von dem ein verdeckter Gang auf eine andere, sehr breite Straße führt, auf dieser Straße wartet ein Wagen am Eingang einer dunklen Allee. Wenn Sie den Wagen gefunden haben, werden Sie mich bald aus dem Schatten der Bäume auftauchen sehen. Ich wiederhole: Sie gehen zunächst nach rechts, dann nehmen Sie die erste Straße links, dann ... Haben Sie sich alles eingeprägt? Wir können uns unmöglich wiederfinden, wenn Sie einen Fehler machen.»

Fräulein von Tourzel tritt aus dem Haus. Sie weiß nicht, ob sie sich nach rechts oder nach links wenden soll. Der Fremde ruft sie vom Fenster aus an, in diesem Augenblick sind ihr alle seine Erklärungen gegenwärtig.

Sie schreitet mit blinder Sicherheit vorwärts. Sie glaubt, daß Passanten sie neugierig betrachten. Der Brunnen ist durch eine Jahrmarktsbude verdeckt. Der Hausdurchgang ist dunkel und will kein Ende nehmen. Auf die breite Straße mündet keine Allee. Doch, dort ist die Allee, und dort steht der Wagen. Der Unbekannte läßt auf sich warten. Fräulein von Tourzel fürchtet, daß sie auffällt, daß man sie ansprechen könnte.

Der Beschützer berührt sie an der Schulter. Man steigt in den Wagen. Erkennt sie den anderen Herrn, der mit ihnen fährt? Es ist der Untersuchungsrichter. «Wir fahren zu Danton.» Man läßt sie im Wagen vor Dantons Haus warten. Nach fünf Minuten kommen ihre Begleiter herunter und sagen: «Es ist alles geregelt.

Sie sind frei. — Sie müssen sich nun aber an einem sicheren Ort aufhalten. Haben Sie Freunde?» — «Die Marquise von Lède.» — «Eine Aristokratin? Mein liebes Kind —.» — «Babette, unser Nähmädchen, zu ihr könnte ich gehen.» — «Wo wohnt Babette?» — «Grabsteinstraße.» Der Unbekannte sagt belustigt: «Sie haben sich soeben gefürchtet, als Sie das Wort aussprachen, Grabsteinstraße. Kutscher, fahren Sie das Fräulein in die Grabsteinstraße!» Und das waren die letzten Worte, die sie von ihm hörte. Für ihre Flucht ins Ausland sorgte umsichtig Babette.

Für Entronnene aus einem Lande in Aufruhr sind die Grenzstädte der Nachbarstaaten wie ein Jenseits. Man betritt sie, nachdem man nicht mehr erwartet hat zu leben, und da der Alltag dort das völlig ungewohnte Gepräge der Harmlosigkeit trägt, erscheinen alle Dinge gleichnishaft, und Kinder, die mit Blumen in den Händen singend in einer Prozession gehen, schreiten unwirklich wie Chöre seliger Geister.

Fräulein von Tourzel lebte so, schüchtern und versponnen, in Aachen, in dem Hinterstübchen einer Blumenarbeiterin, für die sie aus blaßblauem Sammet die Glockenkelche von Hyazinthen zurechtschnitt. Die Prinzessin Lamballe hatte ein fürchterliches Ende genommen. Die Mutter, Madame de Tourzel, war bei den Septembermetzeleien umgekommen. Solche und andere Nachrichten brachten Emigranten, die täglich neu eintrafen, und wenn Fräulein von Tourzel auch mit wenigen von ihnen sprach, so betrachtete sie doch aufmerksam die Gesichter, wenn sie Landsleuten auf der Straße begegnete.

Eines Tages erblickte sie mit Herzklopfen, sie konnte sich nicht irren, den Unbekannten, der sie gerettet hatte. Man sagte ihr, er sei ein Weinhändler aus Paris. Denn nun kamen auch Angehörige des dritten Standes, nicht nur Adelige. Von ihrem Beschützer erzählte man ihr, daß er an dem Fortschreiten der Revolution in verantwortlicher Stellung tätigen Anteil genommen hatte, daß er aber zuletzt, als der Lauheit verdächtig, hätte fliehen müssen. Die Frage, warum er ihr so unerwartet half, hatte Fräulein von Tourzel lange bewegt, und sie faßte sich schließlich ein Herz, ihn anzusprechen und ihm zu danken.

Herr Massol, so hieß der Fremde, war erfreut und überrascht, seinen weltungewandten Schützling lebendig auf sicherem Boden anzutreffen. «In wessen Auftrag ich Sie damals rettete, möchten Sie wissen?» erwiderte er nachdenklich. «Ich muß gestehen, daß ich Ihnen ungern die Wahrheit sage. Wenn Sie mich aber einige Schritte begleiten wollen, so will ich Ihnen erzählen, welche besonderen Umstände mich damals veranlaßten, in Ihr Leben als eine Art deus ex machina einzugreifen. Die Geschichte ist weniger schmeichelhaft für mich, als man glauben sollte.»

Fräulein von Tourzel und Herr Massol befanden sich bald an der Peripherie der Stadt. Sie setzten sich auf das niedrige, sonnendurchwärmte Mäuerchen eines Weinbergs, und Herr Massol begann:

«Wie Sie wissen, mein Fräulein, bin ich Kaufmann. Es wird Sie nicht verwundern, daß in den bewegten Zeiten, die hinter uns liegen, mein Geschäft in einige Unordnung geraten konnte. Nicht daß meine öffentlichen Funktionen mich allzusehr daran gehindert hätten, nach dem Meinen zu sehen; aber es gab Schwierigkeiten der Beförderung, Mißernten, Kunden, die, anstatt zu zahlen, zu Tode kamen, kurz, am Verfallstag eines bestimmten Wechsels sah ich mich außerstande, eine größere Summe zu zahlen. Ich nahm diese Angelegenheit nicht leicht; denn ich hätte nicht gern mein Geschäft als die Basis meines bürgerlichen Lebens aufgegeben. Am Abend des Tages, an dem ich mir so begründete Sorgen machte, erhielt ich einen Besuch. Es waren zwei alte Leute, der Graf und die Gräfin — nun, ich will ihren Namen nicht nennen, sie sind tot. Sie fürchteten damals für das Schicksal einer Nichte, die, wie sie wußten, in das Gefängnis La Force eingeliefert werden sollte. Ich hatte zu der Zeit unter anderem eine Art von Oberaufsicht oder Kontrolle über mehrere Gefängnisse, La Force war darunter. Sie baten mich, ihrer Nichte zur Flucht zu verhelfen, und sie boten dafür eine Summe, die ungefähr so viel betrug, wie mir an Geld fehlte. Ich übte mein Amt im Namen des Volkes, und ich war nicht käuflich; aber ich habe dieses eine Mal nachgegeben. Mir schien auch die Schuld der betreffenden Person, soweit ich das an der Hand der Erzählungen meiner Bittsteller nachprüfen konnte, nicht besonders schwerwiegend. Ich ließ sie den Namen der Dame, die ich retten sollte, auf einen Zettel schreiben, und ich nahm die Summe, die mir geboten wurde, entgegen. Leider hatte ich in jenen Tagen die Kinder einer Schwägerin bei mir, die spielend allerhand Unordnung verursachten. Am folgenden Vormittag war zu meinem Schrecken der Zettel vom Schreibtisch verschwunden. Ich erinnerte mich nun des Namens nicht mehr, meinte aber, daß ich ihn wiedererkennen würde, wenn ich die Reihe der in La Force zuletzt eingelieferten Personen überlesen würde. Ich begab mich in die Pförtnerloge, und da Sie nun, mein Fräulein, Pauline heißen, Pauline von Tourzel, glaubte ich, mich eben dieses Vornamens zu entsinnen. Der richtige wäre Sabine gewesen. Woher ich das weiß? Nachdem Sie gerettet waren, fand sich der verlorene Zettel wieder. Ich habe dann auch noch versucht, jener Sabine habhaft zu werden. Es war zu spät —.»

Fräulein von Tourzel schwieg eine Weile. «Und sind Sie inzwischen», fragte sie, «von den Irrtümern der Revolution zurückgekommen?» — «Ihre große Jugend, mein Fräulein», so sagte Herr Massol lachend, «verhindert mich, Ihnen auf diese Frage eine ernsthafte Antwort zu geben.»

Aber der Aufenthalt in Aachen sollte für Fräulein von Tourzel noch eine zweite Ueberraschung bringen. Als sie an einem frühen Morgen für ihre Brotgeberin ein Töpfchen Milch und zwei frische Wecken einkaufte, erblickte sie im hellen Licht der Sonne den Totgeglaubten, den schönen Vetter.

Sie hätte nach den Gepflogenheiten der Zeit bei diesem Anblick in Ohnmacht fallen dürfen; aber das tat sie nicht, auch war der Vetter schon bei ihr, und daß er vielen für tot galt, wußte er. Ein falsches Gerücht ... es rührte ihn, daß die Cousine so erschüttert war. Er nahm ihr den Milchtopf und die Wecken aus der Hand, trat mit ihr in das Atelier für künstliche Blumen ein, erzählte, daß er auf dem Wege nach Koblenz sei und daß er in der Armee Condé Dienste nehmen würde. Und dann fragte er lebhaft, ob sie den Ring noch hätte, den er ihr zur Verwahrung übergeben habe. «Ich brauche nämlich Geld», sagte er unbekümmert, «ich will ihn verkaufen.» Ueberdies sei er im Begriff, sich zu verloben. Ein Fräulein von Imhoff, aus Trier, «Sie dürfen es wissen, ma petite cousine».

Fräulein von Tourzel gab ihm den Ring. Zwei Diamanten, vier Perlen, ein Saphir, was mochten sie wert sein? «Wenn Sie den Ring verkaufen, mein Vetter — es ist schade um die schöne Devise», sagte Fräulein von Tourzel.

Modisch blaue Reflexionen

VON ERIKA

Wenn man nicht im März beginnt, wo sich die Damen allerlei Farben zuwispern und wo kühn die neuen Hüte aus den europäischen Wintermänteln sprießen, sondern wenn man oben auf dem Kopf der Frau beginnt beim Gedankenspiel mit Blau in der Mode, so sind zunächst die Haare da. Das Waschblau nimmt den vergilbten Schein aus den Haaren der alten Dame und gibt ihnen ihre schimmernd weiße Ebenmäßigkeit. Auch die echten und die falschen Blondinen bedienen sich im Haarwaschwasser einiger Tropfen blauvioletter Tinktur, sie verhilft den Haaren zu jenem sanften, matten Ton, der vielbegehrten Farbe des natürlichen Aschblonds.

Und nun ihr, die ihr's noch nicht vernommen habt, erschreckt nicht allzusehr. Färbt man nämlich die Wimpern mit hellblauer Tusche (anstatt der herkömmlichen braunen oder schwarzen), so scheinen die Augen von einem merkwürdig zärtlichen Rahmen umwoben. Man sollte meinen, die hellblaue Tusche ginge nur für blaue Augen, aber nein, sie wirkt auch für braune und schwarze. Am Tage ist sie nicht zu gebrauchen, da sie dann grellblau heraussticht, aber im elektrischen Licht verhilft sie den Augen zu einem Reiz, dessen Ursache nicht leicht zu ergründen ist. Schatten von blauer Schminke auf den Lidern werden zu allen Zeiten von den Schauspielern auf der Bühne gebraucht.

Als man anfing, sich wild die Fingernägel zu lackieren, da tauchte auch der blaue Nagellack auf. Seltsamerweise schien er, und war er in der Flasche auch noch so königsblau, auf den Nägeln immer schwarz, und so verschwand die traurige Farbe alsbald wieder.

Besinnliche Dämmerstunde — Tagesendzeit —, von den Franzosen so schön «l'heure bleue» genannt, ist für eine Frau die wirkliche Stunde der kleidsamsten Beleuchtung, und wahrlich sollte ein wichtiges Rendez-vous nur um diese Zeit beginnen.

Bei Schmuck um Blau denkt man vielleicht an den Aquamarin, den hellblauen Halbedelstein, der so kleidsam ist und am schönsten von Blondinen getragen wird. Den im August Geborenen, so sagt der Astrologe, bringe der Mondstein Glück. Die Amerikaner sagen, Mondsteine hielten die Ehe zusammen, und der Juwelier sagt, den Mondstein verarbeite ich am liebsten nur als Manschettenknopf, da er ein sogenannter weicher Stein ist und bei harten Ansprüchen zerspringen könnte. Vom dunkelsten zum hellsten Blau, mit Namen von fremden Bergen und Ländern, sind die Saphire, die sich auch noch durch ihre Kostbarkeit auszeichnen. Die leuchtende Kette aus Türkisen, man trägt sie über dem strengen schwarzen Kleid, aufgereihte Steine, groß und rund, wie Murmeln, mit denen die Kinder spielen.

Das Wörtchen blau im Modekopf der Frau kann Marine bedeuten: dunkelblau, schlank und vornehm machend und selten ohne den weißen Kragen oder irgendeine weiße Spielerei getragen. Es folgt das etwas hellere und kräftige Blau, Verbindungsfarbe von Weiß und Rot auf vielen Fahnen. Diese Zusammenstellung taucht zu Sieges- und Krönungszeiten immer wieder in den Kleidern auf.

Frauen sind farbmutig oder farbbedenklich. Sie sind es nicht immer zu gleichen Zeiten gleich. Und mag's ein Psychiater vielleicht deuten, was es heißt, wenn eine jahrelang in Marineblau Gekleidete im neuen Frühling sich zum Himmelsblau oder gar Lavendel entschließt. Das helle Blau macht empfindlich, nicht nur weil es licht- und schmutzempfindlich ist. Man denke ja nicht, die Farbe, mit der ein weibliches Wesen sich bedeckt, sei nur von äußerer Bedeutung. Der Weg zum Unteren ist ein kleiner. Ist erst einmal der hellblaue Mantel und das dazu passende Kleidchen vorhanden, da nagt es um die Dinge, die immer nur rosa sind, und deren Namen nur die Zeitungsreklamen aussprechen dürfen. Warum denn überall hellblau? (Es muß jetzt anders werden mit der Liebe, mit der Sehnsucht.) Der Ton der Stimme klingt zarter, nachdenklich werden die Farben der Lippenstifte geprüft. Und wenn die Lastexfabrikanten nicht endlich ihre Dinger hellblau färben, kehre ich zu den runden Strumpfbändern zurück, deren seidene Schleifen meines Großvaters Herz ergriffen.

Ueberhaupt, ist denn Himmelblau männlich? Weil man doch den Knaben im Kinderwagen am hellen Blau seiner Wäsche erkennt. —

In Amerika sind die Frauen farbmutiger als in Europa. Dort trägt man seelenruhig Hellblau, Violett und Rot zusammen, ohne wie bei uns an das Papageiengeschrei der Straßenjungen denken zu müssen. Ein leuchtend gelber Vogel auf dem blauen Strohhütchen ist ganz gewissenlos. Ja, sogar Grün trägt man zu Blau, und vielleicht ist es noch gar nicht schön, denn auch Modefarben brauchen Zeit, um sich in die Augen hineinzugewöhnen.

Leichte Zeiten in der Vergangenheit: Das Hauskleid umsäumt von Frivolitäten — Flou —, am seidenen Pantoffel der hellblaue Marabou.

Pelze sind selten blau, und der Blaufuchs, obschon er so heißt, ist eigentlich braun. Ursprünglich, als er noch wild in Grönland hauste und nicht hinter Gittern in allen kalten Zonen der Welt gezüchtet wurde, soll er wirklich blau gewesen sein. Wenn man sein Fell ein wenig krault, so findet man einen bläulichen Ton auf dem Grund seiner Pelzhaare. Weißfüchse werden vielfach gefärbt. Man färbt sie grau und beige und grün und rosa, und man färbt sie auch blau, um einen Mantel oder ein Kleid damit zu garnieren. Pelzefärben ist eine richtige Kunst, und es gibt nicht mehr viele Färber, nachdem die berühmten Leipziger Kürschner, in den letzten Jahren nur noch Generalsmäntel verpelzend und verbrämend, beinahe ausgestorben sind.

Indessen taten neulich die Amerikaner wieder etwas Ausgefallenes: sie züchteten nämlich einen silberblauen Nerz. Man kann ihn schon als Mäntelchen im Laden kaufen. Er ist ganz hell, ein wenig wie ein Eisfeld, auf das die Sonne scheint, und er kostet viele tausend Dollars. Ob sie nun den dunkelbraunen Nerz mit einer hellblauen Hyazinthe kreuzten, oder ob sie ihn mit Karpfen blau fütterten, damit er diese seltsame Farbe bekäme, bleibt ihr Geheimnis.

Es ließ aber den Damen von Mexiko City, der hochgelegenen und der verrückten Stadt, keine Ruhe: sie färben jetzt ihre weißen Pudel vergißmeinnichtblau. *

Beilage: Zeitgenössisches Schaffen, Blatt 20. Hans Schöllhorn: Schachspieler. Privatbesitz Winterthur Schweizerische Monatsschrift «Du», Nr. 6, Jahrgang 1946. Verlag Conzett & Huber Zürich





Blaue Hortensie

So wie das letzte Grün in Farbentiegeln
sind diese Blätter, trocken, stumpf und rauh,
hinter den Blütendolden, die ein Blau
nicht auf sich tragen, nur von ferne spiegeln.

Sie spiegeln es verweint und ungenau,
als wollten sie es wiederum verlieren,
und wie in alten blauen Briefpapieren
ist Gelb in ihnen, Violett und Grau;

Verwaschnes wie an einer Kinderschürze,
Nichtmehrgetragenes, dem nichts mehr geschieht:
wie fühlt man eines kleinen Lebens Kürze.

Doch plötzlich scheint das Blaue sich zu verneuen
in einer von den Dolden, und man sieht
ein rührend Blaues sich vor Grünem freuen.

Rainer Maria Rilke

Was sagen die Maler?

Aus einem Schreiben der Redaktion: ... «Wir nehmen an, daß es immer noch die Maler sind, die am besten vom Blau reden können. Wir wenden uns also an eine Reihe von Schweizer Malern und bitten sie, uns einige Zeilen oder Seiten über diese Farbe zu schreiben. Jeder Maler hat seine Palette und mehr oder minder ausgesprochen sein eigenes Blau, dessen er sich auf seine Weise bedient, das er auf seine Weise fühlt. Jeder Künstler schreibt ihm etwas andere Eigenschaften und Eindrücke zu. Der eine hat vielleicht eine ganze Theorie des Blau. Wir möchten sie gern kennenlernen und zur Kenntnis unserer Leser bringen. Der andere hat darüber eine Anekdote oder ein Erlebnis zu erzählen. Wie es auch sei, wir möchten unsere Leser in sein Geheimnis einweihen. Könnten wir daher auf Ihre Mitarbeit zählen, auf einige Bemerkungen oder eine kleine Abhandlung aus Ihrer Feder hoffen?» ...

Und die dankbar empfangenen Antworten der Maler:

... je me suis demandé tout d'abord pourquoi «le bleu» fut mis en question. L'interpellation laisse-t-elle entendre que cette couleur est peut-être la plus charmante et par cela-même la plus dangereuse? La réponse serait-elle déjà dans l'interrogation. Le danger du bleu, je veux le dire d'un mot bref, c'est une couleur-trou, c'est une couleur qui creuse et qui peut donner le vertige. C'est une couleur immatérielle. Le peintre qui fait l'acquisition d'un tube de bleu, n'achète pas le ciel, et il s'en faut même de beaucoup. De chaque peintre, le bleu est un bleu différent, et pourtant il n'est guère que quatre ou cinq bleus chez le fournisseur de couleur brute. Quel mystère! Et aussi quelle évidente preuve de la singulière dépendance de cette céleste couleur.

A la vérité, le bleu en peinture n'est qu'une proposition de fuite. C'est la lumière froide sur laquelle s'avancent les encorbellements de tons chauds qui le soutiennent en un dépassement déjà aérien.

Un bleu ne peut avoir une valeur réelle, une valeur d'appui qu'en fonction de ces nuancements qui lui feront une place dans le domaine de l'expression plastique. Si ténus que soient ces nuancements ce n'est que par les apports des ocres et des rouges de la terre que le bleu aura une densité, car le peintre dans «son» ciel peint encore une chose et non pas le vide.

Le bleu n'est pas au sud, il est au nord; ne vous y trompez pas. Dans notre vie motorisée, il est coutume d'entendre dire «la grande bleue» quand il s'agit de la Mediterranée. Mais, malheur au peintre qui ne voit pas qu'en ses dessous, comme en ses dessus, la mer ne peut être vaste et profonde qu'en s'alliant aux ors du soleil, aux cuivres de sa fanfare, aux soufres des nuées.

Ces nuées d'ailleurs ne s'appuient pas sur le bleu du ciel, c'est le ciel qui s'appuie sur elles pour aborder aux limites de notre humaine intelligence.

Dis-moi, cher lecteur, si en écoutant le poète qui veut mourir pour son art on ne l'entend pas chanter souvent comme chanta Mallarmé:

«Où fuir dans la révolte inutile et perverse? Je suis hanté. L'Azur! l'Azur! l'Azur! l'Azur!» N'est-ce pas sur «le bleu» qu'il module sa fuite, alors que sur ce plan et toujours plus loin, tu ne penses pas aussi que les morts sont tout bleus et que pour cette raison on ne les voit plus dans le ciel.

Maurice Barraud

... wie ich Ihnen schon mitteilte, kann ich über die blaue Farbe nicht schreiben, sie höchstens malen mit Mühe und Not. Denn Rot und Blau sind ganz schwierige Farben.

F. K. Bartels

... Obschon das Blau in meinen Bildern oft verwendet wird, während zum Beispiel das Rot selten als Zinnober auftritt und meistens in den braunen Abwandlungen als Erdfarbe verwendet wird, ist es mir nicht möglich, eine Theorie des Blau aufzustellen oder hintergründige Ursachen seiner häufigen Verwendung anzugeben. Mit höflichen Grüßen und mit vorzüglicher Hochachtung

W. Gimmi.

... Ich schlage Ihnen nicht gern etwas ab, doch Sie versetzen mich in Verlegenheit mit der Bitte, Ihnen etwas über die Farbe «blau» zu schreiben. Denn ich liebe nicht eine Farbe mehr als die andere, ich bin allen dankbar, daß sie vorhanden sind.

Fragen Sie einen Musiker, welche Tonart ihm die liebste sei. Ein Dilettant wird Ihnen sofort sagen: Fis-Dur. Einem ernsthaften Künstler aber ist sicher jede gleich lieb zu ihrer Zeit.

Es gibt Maler, die sich freiwillig auf wenige Farben beschränken, zum Beispiel nur mit Erdfarben malen. Ich gehöre nicht zu diesen, ich bin ein Verschwender und bin verliebt in den blitzenden Kranz der Farbhäufchen auf meiner Palette.

Da ist nun freilich in dieser friedlichen Versammlung das Blau wohl am stärksten vertreten. Es ist eines der großen Drei, neben dem Rot und dem Gelb. Habe ich vielleicht doch ein Faible für Blau? Das frühlingshafte Königsblau möchte ich jedenfalls nicht missen und auch nicht das sakrale Kobaltblau, das aussieht wie ein Fetzen vom Kleid der Muttergottes. Dazwischen liegt unschuldig, das Coelinblau (es weiß sicher nicht, was es im Laden kostet), dann folgen billig wie gutes Brot die Ultramarin und zum Schluß — in kleinster Dosis — das gefährliche, metallischfunkelnde Preussischblau. Heißt es nicht — oder hab' ich das nur geträumt — einer der vier Flüsse im Paradies sei in dieser Farbe rein dahingeflossen? Und der Paradiesvogel, der schlafend herumfliegt, sei einmal hineingefallen und schier umgekommen darin. Er ist jetzt noch blau davon am Bauch und an den Flügelspitzen. Man sei also vorsichtig mit dieser Farbe und gebrauche sie nur mit offenen Augen.

Aber die Welt ist nicht nur blau. Das zärtlichste Königsblau wäre nicht so zärtlich und lieb ohne die Kenntnis des bösen Schwarz und des zornigen Rot. So wirkt und lebt das eine nur durch das andere. Das haben heute sogar die Politiker endlich herausgefunden und erklären, der Friede sei unteilbar. Das wissen wir Maler schon längst, denn unsere Palette ist ein kleines Abbild der Welt.

Ach, gäbe es doch mehr Maler und weniger Generäle!

Hans Morgenthaler

Qui dit bleu, dit lumière.

L'Ecole impressionniste en a usé par réaction contre l'Ecole (avec un grand E) enlisée dans la boue brune. Le paysagiste actuel en use sans discernement.

Ces fameux ciels bleus, le tourment de Cézanne, n'auraient été rendus à l'entendre que par Claude Monet! Et pourtant Cézanne seul a su échapper à l'emprise du soleil, «ce grand charlatan», lorsqu'il dressait sous le ciel bleu, aux pieds de l'Estaque, le lourd tapis de la mer bleue. — Le Bleu, dans le paysage, joue un rôle préponderant dans la perspective telle que la comprenait le vieux maître. Une lettre de lui à Bernard en 1904 lui signale leur conversation sur le métier: «Dans un paysage les lignes courant parallèlement à l'orizon donnent l'étendue latérale, c'est-à-dire une coupe de la nature, ou si préférez du spectacle que le ‹Pater ommipotens æterne Deus› étale sous nos yeux. Les perpendiculaires à l'horizon donnent la profondeur. Et comme la nature est, pour nous autres hommes, plus en profondeur qu'une étendue horizontale, il en résulte la nécessité dans laquelle nous nous trouvons de mêler aux tons rouges et jaunes qui doivent rendre les vibrations de la lumière, une quantité suffisante de bleus.»

Quant au rôle que joue le bleu dans une composition c'est affaire de goût, pourvu qu'il garde — tout comme les autres couleurs — son équilibre. Tons froids, tons chauds c'est tout le même diable. Les amener à leur richesse. Il ne s'agit pas de recette comme pour la sole Normande.

Notre seule recette réside dans l'association de l'estomac et de la cervelle.

Surtout ne cherchons pas dans le bleu un symbole! Le ciel n'est pas toujours bleu. Tant s'en faut.

René Auberjonois

Am meisten von allen meinen Farben fürchte ich das Blau. Seine Schönheit ist voll geheimer Tücke, voll unerwarteter Gefahr. Es macht sich breit in seiner großen Einfalt, wirkt dünn in seiner Helle; gibt es sich dunkel, ist's wie Tinte. Es drängt sich vor, möchte die erste sein von allen Farben und hat für sich allein doch keinen Halt. Nur durch die Stütze der Kollegen fällt es nicht um. In die entfernteste Ecke der Palette habe ich es verbannt, da soll es warten, bis es ohne Blau gar nicht mehr geht. In kleiner Dosis angewandt, ist die Vergiftung weniger zu fürchten.

So habe ich es den Winter über mit dem Blau gehalten, dieser feindlich mir gesinnten Farbe.

Mittlerweile ist der Frühling langsam angerückt. Das Zwetschgenbäumchen vor dem Haus steht in voller Blüte.

Kann man anders als es malen wie es dasteht in dem warmen Weiß an den dunklen Zweigen vor dem selig schwimmend hellen Blau? Diesem Blau, das die Palette nun erfüllt und dem ich zärtlich nun seine geheime Schönheit zu entlocken suche. Spröde ist sie nun, die stolze Dame, und ich muß es bitter fühlen, daß ich sie so lange in ihrer fernen Ecke fast vergessen hatte.

C. A. *(Cuno Amiet)*

Wie die Blaue Grotte auf der Insel Capri entdeckt wurde

Aus dem Bericht des Dichters August Kopisch (Almanach «Italia», Berlin 1836)

In einer halben Stunde gelangten wir, der einheimische Notar Don Pagano, mein deutscher Freund und ich, zur nördlichen Marine hinab, wo der Fischer Angelo, dem sich unser Eseltreiber Michele Furerico gesellt, bereits unserer wartete. Kufen, Pechpfannen, Laternen und Stricke wurden auf ein kleineres Boot gepackt. Wir selbst bestiegen ein größeres und schleppten jenes nach. Der Eseltreiber und Angelo ruderten nun so schnell mit uns dahin, daß wir sie bitten mußten, langsamer zu fahren, um die Ufer betrachten zu können, die allerlei Merkwürdigkeiten boten. Links gewandt, durchschritten wir, einen langen Streifen hinter uns lassend, das spiegelglatte Element, dicht an der nördlichen Küste, vorüber der Neptunsvilla Tibers, und befanden uns bald unter der fast überhängenden Felswand. In dieser bemerkten wir da, wo sie sich niedriger und niedriger neigt, mancherlei Nischen und Tropfsteinhöhlen, in deren einige das Meer hineinwogt.

Wir begannen, uns zum Bade vorbereitend, die lästigen Kleider von uns zu werfen, und ermahnten den Notar, der etwas ernst geworden war, ein gleiches zu tun.

«Hier ist die Höhle!» sagte Angelo mit etwas Befangenheit.

«Wo denn?» fragte ich.

Da zeigte er mir, im Hintergrunde der kleinen Bucht, den finstern Eingang derselben, nicht viel größer als eine Kellerluke. Das hier tiefblaue Meer wallte ruhig hinein und heraus. Alles schwieg. Don Pagano war sehr nachdenklich geworden.

«Nun Angelo, macht das Feuer an!» unterbrach ich die bange Stille: «Wir haben nicht viel Zeit und wollen flink hinein und heraus!» — Angelo stieg nun in die kleine Barke, setzte die Pfanne in die eine Kufe, schlug Stahl an Stein, wie Aeneas' Gefährten, und bald loderte und brodelte ein Pechfeuer so lustig, als man jemals eines gesehen. Die Glut und der Qualm war so groß, daß Angelo, wie er die Kufe damit auf das Meer setzte, ein Gesicht machte wie eine Zitrone unter der Presse. Wir Fremden lachten herzlich darüber, der Notar aber ward immer ernsthafter.

«Nun, Herr Notar», sagte ich: «flink ausgekleidet! Wir wollen nun hinein!» —

Plumps! lag er im Wasser, aus dem er augenblicklich wieder, einem Korkstöpsel gleich, in die Höhe schoß und prustend auf und nieder hüpfte. Er war eine von den leichten Naturen, die im Wasser nicht untergehen, sondern weit hervorragen. Wir Fremden plumpsten nun ebenfalls hinein und schwammen lustig um ihn herum. Er hatte mir den Scherz nicht übelgenommen, teilte indes keineswegs meine Lustigkeit, denn — der verhängnisvolle Moment rückte heran. Angelo, in der einen Kufe nach türkischer Weise kauernd, ruderte, die andere mit dem Feuer vor sich hertreibend, dem Eingange zu. Ich glaube, keiner von uns war ohne eine gewisse Bangigkeit. Nicht, als ob ich mich vor fabelhaften Dingen gefürchtet hätte, aber ich gedachte der vom Canonico erwähnten wirklichen Haifische und fragte den guten Angelo, ob man hier welche vermuten könne. — Seine Antwort: «Habt keine Furcht, sie gehen nicht zwischen Felsen!» gab mir nicht genügende Beruhigung; denn, dachte ich, er hat gut reden, er hat seine Beine in der Kufe! — Nun war er unter dem Eingang, nun — tappte er sich an den Wänden hinein. Der gewaltige Rauch des Pechfeuers schlug ihm und mir entgegen, und wir mußten die Augen schließen, als wir unter das innere mächtige Gewölbe kamen. Als ich sie wieder auftat, sah ich alles finster um mich her. Feuer und Rauch blendete, wo Angelo sich an den nassen Wänden forttappte, und nur mit dem Gehör konnte ich, nach dem Hall der rings anschlagenden Brandung, einigermaßen die Größe des überwölbten Bassins ermessen. Ich schwamm in wunderlich banger Erwartung weiter, vergeblich spähend nach Altertümern. Da merkte ich, daß der Notar und mein deutscher Freund, die mir erst gefolgt waren, beide zugleich umkehrten, und wandte mich, sie zu schelten; aber — welch ein Schreck kam über mich, als ich nun das Wasser unter mir sah, gleich blauen Flammen entzündeten Weingeistes. Unwillkürlich fuhr ich empor, denn vom Feuer immer noch geblendet, glaubte ich im ersten Augenblick, eine vulkanische Erscheinung zu sehen. Als ich aber fühlte, daß das Wasser kühl war, blickte ich an die Decke der Wölbung, meinend, der blaue Schein müsse von da kommen. Aber die Decke war geschlossen, und ich erkannte endlich, vom Feuer abgewendet, halb und halb einiges von ihrer Gestalt. Das Wasser aber blieb mir wunderbar, und mir schwindelte darin, denn wenn die Wellen etwas ruhten, war es mir gerade, als schwämme ich im unabsehbaren blauen Himmel. Ein banges Entzücken durchzitterte mich, und ich rief meinen Gefährten zu: «Bei allem, was schön ist, kommt wieder herein; denn, wenn nichts in der Grotte ist als das himmlische Wasser, bleibt sie dennoch ein Wunder der Welt! Kommt, fürchtet euch nicht: es sind weder Haifische noch Teufel hier zu sehen, allein eine Farbenpracht, die ihresgleichen sucht!» — Auf diesen jauchzenden Zuruf faßten sie von neuem Mut und schwammen wieder herein. Beide teilten nun mein Entzücken, aber wir alle begriffen das Wunder nicht, wir konnten es nur anstaunen. Angelo hatte nun mit seinem Feuer den Hintergrund erreicht, wo sich ein Landungsplatz darstellte. Ich schwamm dahin und erklomm das Ufer, wunderbar angeregt; denn die Höhle schien, so groß sie schon war, dort noch viel weiter fortzugehen.

«Hier wird der Gang des Tiberius sein!» rief der Notar aus dem Wasser. Ich fand es nicht unwahrscheinlich, ließ mir von Angelo eine Laterne reichen, worin ein kleines Lämpchen brannte, und ging bebend vorwärts; denn der Boden war ungleich und sehr schlüpfrig, von der Decke hingen Tropfsteinzacken herab, und bei jedem Schritt veränderten sich die Schatten, überall umherirrend an den abenteuerlich gebildeten Wänden. Bald hier, bald da schien sich etwas zu bewegen. Meine Phantasie, durch das unerklärte Wunder des Wassers und die mannigfaltigen Formen angeregt, sah jeden Augenblick Gestalten, und der Gedanke überflog mich, es könne die Höhle ein Aufenthalt von Seeräubern sein. Nun sah ich im Schein des schwachen Lämpchens plötzlich etwas Weißes schimmern und blieb stehen, es zu betrachten. — Meine Gefährten aber fragten aus dem Wasser herauf, warum ich so zurückträte? — «Weil ich ein Gerippe sehe!» wollte ich eben sagen; aber als ich genauer hinleuchtete, war es eine Tropfstein-

bildung, die vor der gespannten Phantasie diese Gestalt angenommen, weil ich anfing, die Höhle für eine Mordhöhle zu halten. Ich schritt weiter vor, aber ein kalter Schauer überlief mich, als ich, vor mich hinleuchtend, plötzlich meinen Schatten nicht hinter mir, sondern neben mir erblickte. Was ist das? dachte ich bei mir: geht hier eine Tür auf, werden nun die Mörder gegen dich Waffenlosen kommen und deine Gefährten dich entsetzt verlassen? — Als ich mich aber trotzend zur Rechten wandte, sah ich, daß hier ein Fenster in den Gang gehauen war. Es mündete in die große Grotte, und das Licht des durchschwommenen Eingangs schimmerte herein.

Von dem Fenster aus erschien die Grotte nun in voller Pracht, ein mächtig großes und tiefes Bassin, weit überwölbt von tropfsteingezierten, schön geschwungenen Felsen, das Wasser ein wallender Himmel, dessen blaues Licht die Decke darüber zauberisch erhellte. Am hochroten Saume, der rings von Seetieren gebildet, alle Ränder der Grotte verziert, funkelten die Brandungen umher und spielten die Farben aller Edelgesteine. Zum Eingange herein aber schimmerte das helle Tageslicht und breitete gleich einem Monde seinen Schein über das Wasser.

(Bei einem zweiten Besuch klärt sich das Rätsel des blauen Lichtes auf).

Ich eilte allein nach der Marine hinab. Der Strand wimmelte von Fischern, und ich gedachte, nun augenblicklich ein Boot zu mieten und hinzufahren, aber — Angelo war nicht da, und keiner von allen den Schiffern wollte mich auch nur in die Nähe der Grotte fahren. Ja, sie riefen sich mein Begehren von einem Ende zum andern zu, und so weit ich sehen konnte, sah ich sie die rechte Hand an den Hals halten — zum Zeichen der Verneinung. Die Leute traten auch wunderlich in Gruppen zusammen, murmelten untereinander und zeigten mit beiden Händen nach mir. Ein sehr alter Mann aber sprach zu mir: «Mein Herr, seid gesegnet, in der Höhle ist der Teufel!» — Was ich auch dagegen sagte und bot, niemand wollte Hand ans Ruder legen, «und wenn Ihr hundert Dukaten bötet!», schrien sie. Endlich, nachdem beinahe der Abend herangekommen war, schaukelte Angelo von der Tunnara her, in einem ganz kleinen Boot, ans Land. Ich lief ihm entgegen, und, so müd' er war, fand ich ihn doch bereit, meinen Wunsch zu erfüllen. Seine Freunde wollten ihn zwar von der Fahrt abreden, aber er sagte ihnen: «Gott hilft uns, was soll uns da geschehen?» — «Was soll uns da geschehen?» rief noch eine Stimme. Es war Michele, der mich von fern gesehen und sich sehr willig bezeigte, das Wagestück noch einmal mitzumachen. Ich stieg mit ihm ein, und pfeilschnell durchfuhr das Boot die spiegelglatte Fläche. So ruhig war das Meer an jenem schönen Abend, daß Angelo, als wir bei der Grotte ankamen, sagte: «Heute brauchen wir nicht zu schwimmen, die See hat gar keine Wogen: ich will sehen, ob ich nicht mit dem ganzen Boot durch den Eingang schlüpfe?» — Gesagt, getan, wir schaukelten, drückten und bogen den kleinen Nachen in jener Enge so hin und her, daß er endlich plötzlich, wie geschnellt, in das Innere der Grotte fuhr. «Sant' Antonio!» rief Angelo, nahm die braune Kappe vom Kopf, faltete die Hände und fing an zu beten.

«Was habt Ihr, Angelo, welche Furcht befäll Euch?» fragte ich.

«Ja», meinte Angelo: «herein wären wir nun — aber — wie kommen wir wieder hinaus? Mein Schiffchen ist ganz zerschunden, so eng ist die Pforte, ich fürchte beinahe, wir müssen ewig hier bleiben!» —

«Kommt Ihr auch auf solchen Aberglauben?» sagte ich: «Habt guten Mut! Bringen wir die Barke nicht hinaus, wenn wir darin sitzen, so schöpfen wir sie halb voll Wasser und stoßen sie schwimmend hinaus.» —

«Ihr habt recht: so geht es!» meinte Angelo nun; aber «unsere Kleider werden naß werden!» — «Immerhin!» sagte ich. Indessen waren wir in den Hintergrund der Grotte gekommen, und das Schauspiel, welches sich nun unseren Augen bot, war ganz neu und von unbeschreiblicher Anmut. Die Grotte war nämlich, da die Abendsonne an den Eingang schien, weit mehr erhellt als an jenem Morgen, und ihre vielzackige Wölbung zeigte sich in voller Farbenpracht, wo sie heller war, leicht gespiegelt von dem himmelklaren Wasser. Ich ließ die Ruder einziehen; da ruhte das liebliche Element beinahe völlig, und man hätte es für den blauen Himmel selbst ansehen können, wären nicht bald hier, bald da silberne Tropfen von der Decke herabgefallen, die es, melodisch tönend und blaue Funken stiebend, mit einem anmutigen Spiel von wallenden Ringen schmückten. In dieses melodische Geträufel stöhnte dann und wann, wie eine atmende Menschenbrust, die leise Brandung, erst außerhalb, dann innerhalb der Grotte. Ich sah nun auch Scharen von einer Art kleiner Fischchen, die, obwohl sie sonst bunt wie Kolibris erscheinen, hier wie schwarze Schwalben in dem Himmel unter mir umherflogen. Wie man ein fernes Gebirge zu erkennen glaubt, wähnte mein in das Blau hinabspähendes Auge nun endlich, den Boden des Meeres in der Grotte zu erkennen. Ich machte die Schiffer darauf aufmerksam, wie die fast gelbbraunen Pfeiler, welche das Gewölbe trugen, mit einem grünlichen Schimmer unter dem Wasser fortgingen und in tiefster Tiefe einen weiten Felsenkessel umgäben. Da sie aber immer behaupteten, es sei der Spiegel des Gewölbes über uns, ließ ich endlich einen Stein, der sich im Boote vorfand, leise hinabsinken. Nach langer Zeit sah ich denselben sich, wo ich vermutet hatte, von Luftbläschen umgeben, wie einen Klumpen Silber lagern, und mein Beweis war geführt. — Ich zeichnete die Grotte nunmehr noch von zwei Punkten. Dabei bemerkte ich, wie das Blau nicht vom nördlichen Eingange her, sondern an der westlichen Felswand am hellsten leuchtete; auch schienen mir die Pfeiler daselbst nicht weit hinunter fortzugehen, sondern nur gleichsam ins Wasser hineinzuhangen. Ich untersuchte den Fels mit dem Ruder und fand, daß er unter dem Wasser, nach dem äußeren tieferen Meer hin, eine ungeheure Oeffnung hatte, so daß ein guter Taucher unter diesem Felsen hinweg in die Grotte hinein- und herausschwimmen könnte. Diesen Weg nehmen denn auch die Lichtstrahlen, und, da das Wasser die Beleuchtung in die Grotte fortsetzt, während ihm selbst das tiefere Meer zum dunkeln Hintergrund dient, muß es als ein erleuchtetes Mittleres, gleich der Luft des Himmels am Tage, notwendig blau erscheinen und ebenso blaues Licht verbreiten. Da der Boden in der Grotte selbst erleuchtet ist, nimmt das Blau nach ihrem Innern hin allmählich ab und wird mehr und mehr ein stumpfes Grüngrau, bis wo die Brandung an den bunten Saum der Felsen anschlägt und das empfangene Licht brillantiert vielfarbig zurückwirft. Ich ließ nun ein Ruder still in das Wasser halten, und die Beleuchtung desselben, an verschiedenen Stellen der Grotte, bestätigte meine Meinung, bis ich endlich, recht aufmerksam hinschauend, das ganze unterseeische Tor und den nach außen schroff abschüssigen Meergrund vollkommen unterscheiden konnte. Ein Gewimmel von Fischen, das nun hereingezogen kam und ebenso wieder hinausschwamm, ließ endlich darüber gar keinen Zweifel mehr übrig — das Wunder war erklärt, und doppelt entzückt vermochte ich mich kaum vom Ort zu trennen.

*



Warum ist der Himmel so blau?

Fortsetzung von Seite 10

Es gibt eine ganz einfache Methode, die verschiedenen Farbwellen im Sonnenlichte nachzuweisen. Fällt ein Strahl auf ein Glasprisma, so wird er augenblicklich zu dem bekannten Farbspektrum auseinandergezogen. Darin vermag das normalsichtige Menschenauge etwa 160 Farbtöne zu unterscheiden. Im Spektrum ist das rote Ende dabei am wenigsten, sein blauviolettes dagegen am meisten abgelenkt. Sir William Bragg, einer jener beglückenden Forscher Englands, welche die Dinge der Wissenschaft exakt, vornehm, zugleich aber auch mit einer humorbeflügelten Begeisterung darzustellen vermögen, verwendet zur Erklärung des Spektrums ein unvergeßliches Bild. Da marschieren rote Männer mit langen und violette Knaben mit kurzen Beinen hintereinander auf ebener Erde. Nun geraten sie in einen Acker. Die großen Roten werden dabei weniger herumgeschwenkt als die kleinen Violetten, die durch die Furchen in ein arges Straucheln kommen. Jetzt werden auch sie auf einmal sichtbar, im Acker des Glasprismas erfahren sie eine starke Ablenkung. Die Roten sind die großen, groben, langen Wellenmänner, die Violetten aber die netten, kleinen, feinen kurzwelligen Knaben. Der rote Knopf im Badezimmer bedeutet warmes Wasser, die rote ist die warme Farbe, im Ultrarot liegt eine starke Wärmestrahlung. Blau bedeutet kaltes Wasser, an die ultravioletten schließen sich die Röntgenstrahlen an, die noch kleiner sind. *Lang* und *warm*, *groß* und *rot*, so kann man sich die Verhältnisse schon einprägen. In kaltem Wasser ziehen wir uns selber zusammen und werden kleiner, kürzer. Warmes Bad, langes Bad, kaltes — kurzes! Man denke nur an die farbigen Knöpfe und diese Erlebnisse und wird für immer wissen, welche Farbwellen nun lang oder kurz sind. Verschlucken nun die Körperfarben alle Wellen mit Ausnahme jener, welche die Empfindung erregen, mit der man dann ihre Farbe bezeichnet, so entfaltet das Prisma den «weißen» Lichtstrahl selbst. Der fliegende Koffer wird aufgebrochen, die Farben kommen heraus. Dagegen schluckt die Glockenblume das ganze Lichtpaket und läßt nur eine Strahlenart wieder zurück — das Blau. Auch in der freien Natur gibt es lichtzerlegende Prismen: die Wassertröpfchen in der Luft, welche den Regenbogen hervorzaubern und die Tauperlen des Morgens, welche unser Auge mit ihrem glitzernden Farbspiel erfreuen. Sie sind nicht selber farbig — so wenig wie der Himmel selber farbig ist. Das Prisma trennt die roten Männer von den blauen Knaben und läßt dazwischen auch alle anderen Farbgeschwister erscheinen. Es ist ein Wunder ohnegleichen: wie könnten wir ahnen, daß «weißes» Licht noch all die Farben enthalte? Das Prisma zerteilt die Wellenfamilie, daß sie sichtbar aufmarschiert, die Glockenblume ist ein Wellenschlucker und wirft nur die Favoriten zurück. Das Prisma läßt die ganze Familie leben, nur muß sie im Regenbogenglanz dahermarschieren, die Glockenblume schickt allein die blauen Wellenknaben in das riesige Wellengewoge zurück, das wir unsere Welt nennen.

Alle Wellenarten der Sonne müssen die Atmosphäre der Erde passieren, die wärmenden ultraroten, die bräunenden ultravioletten und dazwischen jene schönen Töchter des Lichtes, welche unser Dasein farbig verschönen. Ein kommender Andersen wird uns einmal ihre Schicksale im Luftraum schildern. Wie die Meerwellen am Strand, brandet die gewaltige Lichtflut der Strahlen an das Quinquilliardengefüge der Luftmoleküle, wo sich nun ein unermeßliches Durcheinandergeraten der himmlischen Lichtkarawane ereignet. Die große Marschordnung gerät in Verwirrung, in dem riesigen Luftschleier wird ein Teil des «weißen» Lichtes zerstreut, dahin, dorthin, und kommt als diffuser Tagesschein zur Erde nieder. Darum ist es bei uns hell, auch wenn die Sonne hinter einer Wolke steht, können wir im Schatten und auch in einem Nordzimmer sehr wohl lesen und ist es auch schon taghell am Morgen, wenn die Sonne sogar noch unter dem Horizonte steht. Aber bei dem großen Aufprall geschieht noch mehr als dieses Zerstreutwerden der vollen Lichtbündel. Wenn die kleinen blauen Knaben auf die Luftmoleküle stoßen, werden viele von ihnen wie im Prisma aus dem Verband der Karawane herausgebrochen, ausgegliedert, sie verlieren den Zusammenhang mit den anderen Wellen und werden nun ihrerseits diffus zerstreut. Ein himmlischer Sprühregen von kurzen Wellen strömt an klaren Tagen zu uns hernieder — darum ist der Himmel so blau! Die großen gelben und roten Männer schlagen sich mehrheitlich durch. Darum erscheint die Sonne gelb. Sinkt sie zum Horizont, dann müssen die blauen Wellenknaben noch dickere Molekülschichten durchkämpfen, nun werden sie auch noch richtig von der Luft verschluckt, daß sie uns dann kaum mehr erreichen. Wer unentwegt aushält, das sind die langen Männer. Darum erscheint die Sonne beim Untergang rot und mit ihr der Abendhimmel. Die Wolken erhalten ihre zarte Rotfärbung. Ebenso malt die rosenfingrige Eos den frühen Morgen mit langen Wellen. Aber in der Höhe über unseren Köpfen, wo die Luftschicht just nicht «tief» ist, da dringen die aus dem weißen Verband herausgebrochenen blauen Wellen am leichtesten zu uns herunter. Darum erscheint der Himmel im Zenit tiefblau. Steigen wir selber in die Höhe, so wird «sein» Blau immer dunkler. Die Moleküle nehmen ab, welche die Blau-

wellen ausgliedern können. Jene Sowjetforscher, die im Januar 1934 im Ballon «Stratosphäre» aufstiegen, konnten beobachten, daß der Himmel auf 12000 Kilometern dunkelviolett wurde, auf 20000 schwarzviolett, auf 21000 schon schwarzgrau. Noch höher hinauf, wenn sich keine streuenden Teilchen mehr finden, wird der Himmel so schwarz, wie er es auf dem Monde, so schwarz, wie das ganze Weltall es ist. Die Blüten des Vergißmeinnichts sind blau, weil sie alle Wellen des Lichtes schlucken und nur die zurückwerfen, welche in uns das Blau erregen. Der Himmel ist blau, weil die Moleküle der Atmosphäre wie ein Spezialprisma die kurzen Wellen so zerstreuen, daß wir sie als Himmelsblau sehen können. Nicht alle, sonst wären keine mehr da, welche das Vergißmeinnicht zurückwerfen kann, und das muß es tun, um eines zu sein.

Daß kleine Teilchen besonders vor einem dunklen Hintergrund blaues Licht streuen, ist auch sonst ein bekanntes Phänomen. So erscheint der Zigarettenrauch als feiner blauer Dunst, steigt der Rauch bläulich aus dem Schornstein, sind Glas und Eis, ist das Meer, die blaue Grotte auf Capri, der Blausee bei Kandersteg so schön. Manchmal spielen allerdings auch noch andere Faktoren mit, so werfen Meere und Gewässer auch das Himmelsblau selbst wieder zurück. Daß die Berge in der Ferne blau erscheinen, die es doch in Wahrheit nicht sind, ist wiederum den blaustreuenden Teilchen der Luft zuzuschreiben. Als die Italiener begannen, die fernen Berge blau zu malen, bekamen sie selbst die Atmosphäre in ihre Gemälde. Auch das Blau der Augen entsteht durch die Blaustreuung trüber Medien vor einem dunkeln Hintergrund. Das Augenpigment selber ist braun, liegen seine Körner sehr locker im Regenbogengewebe, so geraten die blauen Knaben des Lichtes in Verwirrung und kehren zurück. Die treuherzig blauen Augen und das Blau des Himmels haben so physikalisch dieselbe Ursache. Ohne dies zu wissen, haben sie die Liebenden schon immer miteinander verwechselt und in eins gesetzt. Blaue Augen beseligen, aber auch sie sind Quellen unstillbarer Wünsche. Heine kannte sie wohl, als er sang:

«An deine blauen Augen
Gedenk ich allerwärts —
ein Meer von blauen Gedanken
ergießt sich über mein Herz.»

Einst sollen alle Menschen dunkle Augen gehabt haben. Es war einmal ein Fischer, der fuhr täglich auf die hohe See, um seine Beute zu fangen. Unterdessen bereitete ihm sein Töchterchen das Mahl, und wenn er heimkehrte, fand er seinen Tisch immer freundlich gedeckt. So lebten sie still und friedlich, eines Tages aber kam der Vater von der Ausfahrt nicht mehr zurück. Voll getreuer Hoffnung wartete sein Kind von früh bis spät auf den Dünen, ob er wiederkäme, und sah unentwegt hinaus auf Himmel und Meer. Als es der Freier fand, strahlten ihn Meer und Himmel aus tiefblauen Augen an.

Rot ist die Farbe des unruhigen Blutes, seiner heißen Not, seiner Lust an der Gefahr, Grün ist das Reich der Ruhe, des irdischen Genügens, der freundlichen Wiederkehr, Gelb meint Kraft, ist warm und behaglich, Blau aber läßt in uns sehnend ein Fernweh entstehen, indem alle irdischen Belange verbleichen. Der blaue Himmel hebt auch unsern innern Blick. Zarathustra-Nietzsche, der seine Brüder doch beschwor, der Erde treu zu bleiben, wird selbst zum Ueberwältigten:

«O Himmel über mir, du Reiner! Tiefer! Du Licht-Abgrund!
Dich schauend schaudere ich vor göttlichen Begierden.»

●

* Vergleiche zu diesem Blauheft unsere Rotnummer vom Oktober 1943 sowie auch die Beiträge vom Luftheft (Juli 1943). Als Einführung in die Lichtphysik sind zu empfehlen: Sir William Bragg: Die Welt des Lichtes, deutsch 1935; Eduard Rüchardt: Sichtbares und unsichtbares Licht, Sammlung Verständliche Wissenschaft 1938. Diese Bücher ermöglichen die Lektüre der herrlichen Vorträge Louis de Broglies: Licht und Materie, deutsch 1939. — Bei K. J. Wyß Erben erschien 1921 ein klarer Vortrag von Prof. Dr. Paul Gruner (Bern) über: Die Färbungen des Himmels. Weiter in dieses ganz besonders reizvolle Gebiet führt das Rascher-Bändchen von Prof. William Brunner über die Erscheinungen im Luftmeer (1926), worin mein lieber Lehrer, Heinrich Meyer-Bührer in Glarisegg, mit besonderem Geschick die Dämmerungserscheinungen behandelt hat, Phänomene, die jedem Freund der Alpen lieb sind. — Die Erfahrungen und Anschauungen über die sinnlich-sittlichen Wirkungen der Farben seit Goethe faßte Walter Koch in seiner anregenden «Psychologischen Farblehre» 1931 zusammen. Leider fehlt zurzeit eine leichtfaßliche Einführung in die Welt der Farben. In der Sammlung Dalp (A. Francke, Bern) wird eine solche vorbereitet, als Mitautor zeichnet auch Prof. Dr. D. Brinkmann.

** Die Refraktionswirkung eingerechnet, verschwindet die 70 Kilometer hohe Atmosphäre erst in einer Entfernung von 1015 Kilometer Entfernung vom Beobachter am Strande unter dem Horizont! Nachgetragen sei noch die Erwähnung des prächtigen Büchleins von Albert Heim über die «Luftfarben». Zürich 1912.

DAS BLAUE WUNDER

auf Seite 26/27, gezeichnet von Hans Fischer, verbildlicht folgende Ausdrücke:

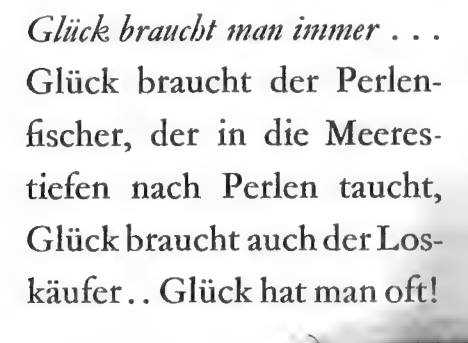
blaue Augen	Blaukraut	blauer Dunst	Blaufuchs	Fahrt ins Blaue
Forellen blau	Blaubart	blaue Jungen	Blauhai	Bläuling
der Blaue Nil	Blaues Kreuz	Blauwal	Blausäure	Blauen machen
Blaustrumpf	verbläuen	Blautanne	Blaufalk	Blausee
Blaubeeren	blaues Blut	Blaue Bohnen	das Blaue Band	





Erhältlich in den Uhrenfachgeschäften

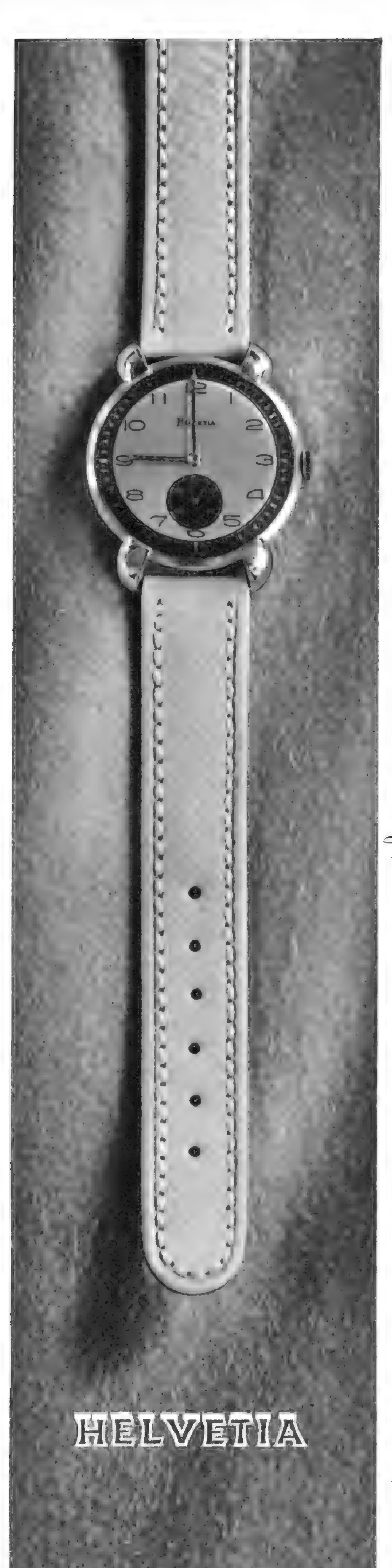
Glück braucht man immer . . .
Glück braucht der Perlenfischer, der in die Meerestiefen nach Perlen taucht, Glück braucht auch der Loskäufer . . Glück hat man oft!



LANDES-LOTTERIE

ZIEHUNG 13. JUNI

Einzel-Lose Fr. 5.—, Serien zu 10 Losen unter dem „Roten Kleeblatt"-Verschluss Fr. 50.– (zwei sichere Treffer), erhältlich bei allen Losverkaufsstellen und Banken. Einzahlungen an Landes-Lotterie Zürich VIII 27600







Der blaue Mantel der Muttergottes

Fortsetzung von Seite 19

Ein Lied, das schon im 17. Jahrhundert verbreitet war und heute noch in Süddeutschland und der Schweiz gesungen wird, erklärt dieses Bildmotiv besonders schön und eindeutig:

Maria, breit' den Mantel aus,
Mach uns ein' Schirm und Schild daraus!
. . . . .
Dein Mantel ist so schön und weit,
Bedeckt die ganze Christenheit,
Bedeckt die ganze weite Welt,
Ist aller Zuflucht und Gezelt.
Er ist so schön, so himmelblau,
Ist unser Schild, wie ich vertrau.

Das Zusammensein von Blau und Rot in der Gewandung Mariae sinnbildet die mystische Zweisamkeit ihres Wesens, die Verschmelzung von Jungfräulichkeit und Mutterschaft. An Arnobius anschließend hatte Alkuin, der Ratgeber Karls des Großen, die Jungfrau Maria, welche von der Kraft des Allerhöchsten überschattet ward, einfacher Wolle verglichen, die, in kostbaren Purpur getaucht, zum kaiserlichen Gewande werde. Das unfaßliche Geheimnis der jungfräulichen Mutterschaft suchten auch Prediger — darunter kein geringerer als Thomas von Aquin — ihren frommen Hörern nahezubringen, indem sie es umschrieben durch zwei Farben. Um wieviel näher lag es für die Maler, dies im Bilde tatsächlich durch Zwiefarbigkeit der Kleidung anzudeuten. — Das Blau meint dabei die immerwährende Jungfräulichkeit der Theotokos, das Rot gilt der Mutter, die in «vollkommener Minne» von Gott geliebt wird und in «vollkommener Minne» Gott liebt.

Ein Romantiker meditiert über die Farben

Romantisch gestimmt sein, hieß zur Zeit Schellings und von Schuberts: sich geheimnisvoll aufgenommen wissen in den unendlichen lebendigen Zusammenhang alles Lebens im Kosmos und auf Erden. Wenn der Wünschelrutengänger über Feld schritt und der Zweig in seiner Hand plötzlich durch seine Bewegung sagte, daß sich im Boden ein Quell befand; wenn der magnetisierende Arzt mit der streichenden Hand heilende Kräfte in den kranken Körper fließen ließ; wenn der fern der Heimat sterbende Freund im Traumgesicht dem Freund erschien; wenn das Pendel über dem weiblichen Tier in einem Kreis, über dem männlichen aber in einer Geraden schwang, so ahnte man in solchen Vorgängen die Gegenwart eines Weltgeistes, der unergründlich Mensch und Natur, Mensch und Geisterwelt miteinander innerlich verband. Zu seiner geheimen Zeichensprache gehörten die Töne und die Farben. Wer diese als ein Eingeweihter betrachtete, dem wurde das Farbenerlebnis zur mystischen Begegnung mit dem Weltgeist. Im harmonischen Zusammenklingen der Farben in der Natur deutete sich das Unendliche, die tiefe Einheit des Lebendigen, dem Betrachtenden ähnlich an, wie es sich in der Harmonie der Töne dem Lauschenden offenbarte. So beugte sich der romantische Forscher mit schwärmerischer Ehrfurcht über den Opal, denn die spielenden Farben im Edelstein waren für ihn urverwandt dem Farbenbogen des gläsernen Prismas, und dieser wiederum schien, in seine Farben aufgelöst, in großartigem Gang über den Himmel zu wandern vom Tagesanbruch bis zum Tagesende. Von dieser ahnungsvollen Schau des Großen im Kleinen, von dieser Verehrung des Weltgeistes in den Farben der Natur mögen die folgenden Abschnitte aus einem halbvergessenen romantischen Werk unseren Lesern einen Begriff geben. *Bx.*

In den Farben spielt der zarteste Geist der Natur, und indem sie *hier* leicht aufgetragen, leicht wechselnd, mannigfaltig spielend, *dort* festgehalten, gleichsam erstarrt, erscheinen, zeigen sie, im Lebendigen wie im Toten, bestimmte Richtungen und wechselnde Spiele eines höheren Lebens, das wir zwar schauen, aber kaum in den schnellen Wendungen des vielfachen Wechsels verfolgen können. Was sich dem gröberen Sinne als ein Getrenntes zeigt, wird durch die Uebereinstimmung der Farben in eine höhere Einheit aufgenommen, und was eins zu sein scheint, tritt, durch schnellen Wechsel, reizende Uebergänge der Farben, in einem zarten Leben sich lebendig spielend entgegen.

Wie in den Tönen sich eine innere Welt voll Uebereinstimmung und Leben entfaltet, in welche alle Formen des Daseins aufgelöst und dem inneren Sinne wieder erzeugt werden, so scheint auch dem Gesicht eine höhere und geistigere Ansicht aller Verhältnisse des Daseins mit den Farben eröffnet zu sein. Nur daß die Töne sich in das Gefühl ganz auflösen und uns so mit unserem innersten, eigensten Dasein inniger verwandt dünken, während das Schauen sich in die Unendlichkeit der Welt verliert und der Mittelpunkt der Harmonie der Farben aus den innersten Tiefen der ganzen Schöpfung zu entspringen scheint. So erscheinen uns die Töne zwar nicht begreiflicher, aber näher, die Farben zwar nicht fremder, aber entfernter.

Am reinsten erkennen wir ohne Zweifel das Gesetz der Farben in der Kunst. Denn in der ordnenden und schaffenden Seele des Künstlers muß das Gesetz der Harmonie der Farben heimisch sein und bestimmend hervortreten. In der Kunst sehen wir daher am deutlichsten, was sich sucht und flieht, was sich widerstrebt und versteht, was sich aufhebt und wechselseitig unterstützt. Denn mit ihrer ganzen Naturbedeutung tritt die Farbe in der Kunst auf, und der tiefe Eindruck, den ein wohlgewähltes

Kolorit auf uns macht, entsteht daher, daß die Sprache der Natur in eine Sprache der Liebe verwandelt wird, ohne daß jene ursprüngliche, tiefe Naturbedeutung verschwindet. Aber eben weil in der Kunst die höheren Verhältnisse der Farben am reinsten hervortreten, wird sie notwendig die Lehrerin der Naturforscher, die sich an der reinsten Darstellung des Eigentümlichen am meisten ergötzen und durch diese am vorzüglichsten zur Untersuchung gereizt werden.

Am lehrreichsten erscheint das Nebeneinandersein der harmonischen Farben (und zwar auf eine solche Weise, daß sie sich wechselseitig erheben und zwischen sich das Universelle der ganzen Reihe, das Grau, hervorrufen) im Opal. Dem brennenden Rot gegenüber erscheint das glänzendste Grün, die ganze Farbenreihe in einen Akkord verschmelzend. Als ein ruhiger Durchgangspunkt erscheint das mildernde Grau schnell entstehend und verschwindend, dann bricht das Gelb hervor, und ihm gegenüber, als ein neuer vollständiger Akkord, das Blau und Rot im Violett. Nochmals erscheint, in einem schnell vorbeieilenden Moment, das Grau, und aus diesem der dritte, alles lösende Akkord, das Blau, mit gegenüberstehendem Rot und Gelb als Orange.

Wir schließen die Betrachtung mit einigen kurzen Sätzen und Fragen. Ist nicht das Morgenrot als die rote Seite des großen, täglich sich bewegenden Farbenbildes anzusehen, das sich in das Helle des Tages hineinwirft, der Mittag als das herrschende Gelb und die Abendröte als das Violett, das sich in die finstere Nacht verliert? ... Tritt nicht in der großen Farbenmusik des Totalorganismus das Grün der Pflanzen dem Rot der höheren Tiere gegenüber wie in dem harmonischen Farbenspiel des Opals? Was wir geleistet haben, ist wenig, viele Probleme sind nicht gelöst, kaum berührt. Einige Akkorde sind angeschlagen, und es ist die ganze Natur, die widertönt. Aber schüchtern treten wir zurück vor jener feurigen wechselnden Glut der Abend- und Morgenröte, vor jenen Farben, die wie ein stummes Geheimnis in den mannigfachen Blüten ruhen, durch die edlen Steine in der verborgenen erstarrten Masse der Erde festgehalten sind; vor jenem unendlichen wogenden Farbenmeer, das in rätselhaften Verschlingungen aus Luft, Meer, Erde, Tieren und Pflanzen uns da vor allem wie eine alle Töne in einen gemeinsamen Akkord auflösende Musik entgegentritt, wo die Natur, am lebhaftesten erregt, in heißer Begeisterung auf allen Saiten spielt.

Henrik Steffens: Ueber die Bedeutung der Farben in der Natur. Hamburg 1810.

«'s blaue Nest»

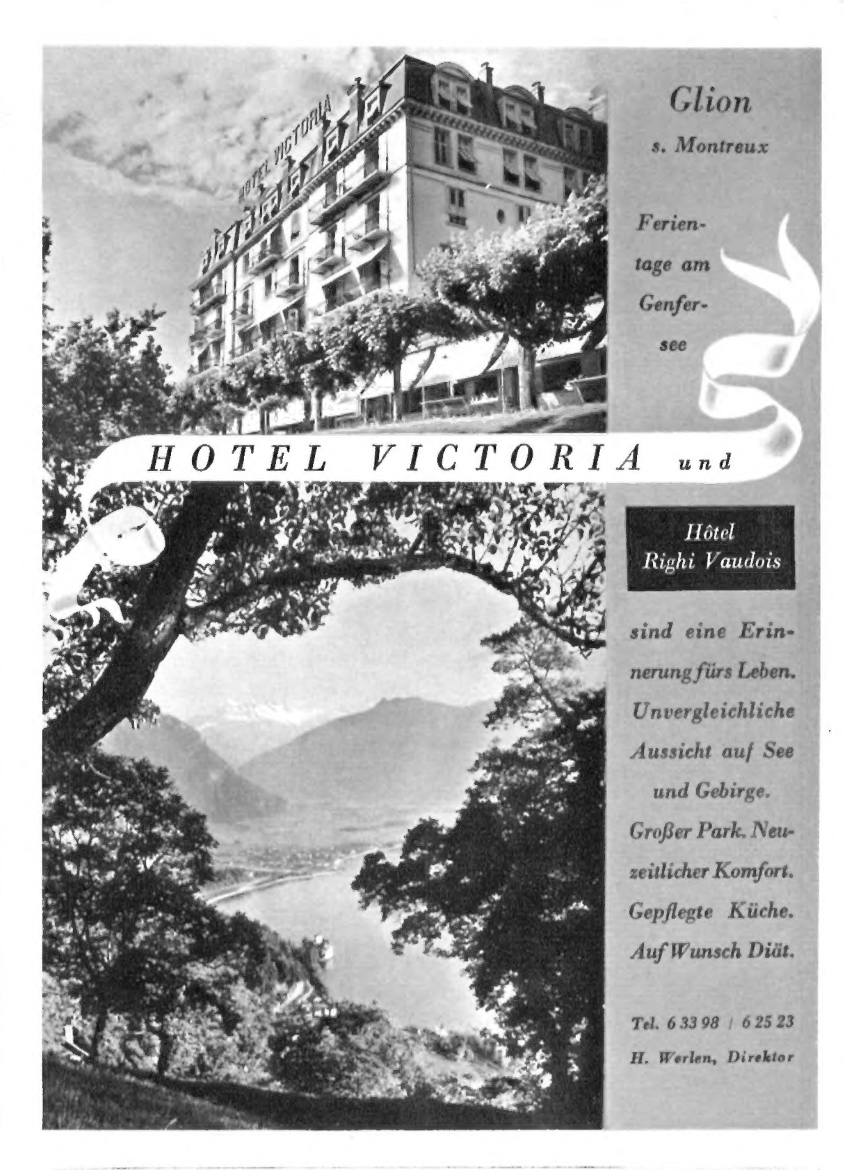
So hieß eine Schulstube voll glücklicher, lernfroher Kinder zu Anfang der zwanziger Jahre in der Versuchsschule Hellerau, der einstigen Stätte der Jaques-Dalcroze-Schule ebendort nicht nur räumlich, sondern auch geistig mit der Herausholung des künstlerischen Elements in der Kindesseele benachbart. Sie war zunächst ein Notbehelf: in die zu klein gewordene Schule mußte ein Raum eingebaut werden, die Kinder durften ihn selbst ausmalen, die Farben wählen, Tisch und Stühle statt enger Schulbänke schreinern helfen, etwas Eigenes gestalten. Sie wählten blau als Hauptfarbe, malten in Ostwaldschen Farben ein großes Türschild mit einem mächtigen Nest und so viel schnäbelaufsperrenden Vögeln darin, als Kinder in der Klasse waren, und einem großen Vogel, dem Lehrer, der den hungernden Kleinen in Gestalt eines Regenwurms die geistige Nahrung brachte.

Nie, sagt Willy Steiger in seinem Bericht über diese Erlebnisse und Ergebnisse (Verlag A. Huhle, Dresden, 1926), wäre die in Freiheit und Freude gewachsene Arbeit dieser Klasse möglich gewesen, hätten sie nicht in diesen vier Jahren ihre eigene, heimelige Stube, die ihnen anvertraute Einrichtung, den selbstgeschaffenen, immer erneuerten Schmuck — die Eigenfarbe und -tönung gehabt.

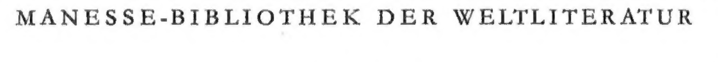
Warum haben sie Blau gewählt? Schwebte ihnen sommerliche Augenweide mit Kornblumen und Rittersporn vor, strahlend blauer Himmel und unendliche Weite? Uebte das Blau der Luft, des Wassers, der Berge, der lockenden Ferne einen Zauber auf sie aus, den sie sich in ihre Lebens- und Arbeitsstätte hineinholen wollten? Fand darin eine dunkle Verwandtschaft alles Werdenden, sich in kräftigem Auftrieb Regenden mit der Grundstimmung künstlerischer Frühzeiten statt, so wie das himmelanstürmende Wollen des 13. Jahrhunderts in seinen gotischen Kirchen besonders gern und viel Blau verwandte?

Etwas von alledem mag den Kindern unbewußt in die Wahl hineingespielt haben. Vielleicht auch ein Gefühl für den Stimmungsgehalt der vorherrschenden Farbe. Denn blau wählt man gern für Räume, in denen intensiv gearbeitet wird, weil es wohltut, ohne zu erregen, und die Aufmerksamkeit frei macht für Erlebnisse anderer Art. Weil es eine feierliche und doch nicht statische Ruhe ausstrahlt, ein Gegengewicht zur queck-









MANESSE-BIBLIOTHEK DER WELTLITERATUR



THEODOR FONTANE

EFFI BRIEST

ROMAN

Nachwort von Max Rychner

Ein bezauberndes Ferienbuch ist Fontanes Meisterroman Effi Briest in der handlichen Dünndruckausgabe im Taschenformat. In Ganzleinen geb. Fr. 6.60.

MANESSE VERLAG ZÜRICH

silbrigen jugendlichen Lebendigkeit; weil es die blaue Stunde des Zwielichts schenkt, in der bisweilen traulich erzählt, anstatt gearbeitet wird. Vielleicht war es auch mehr Zufall, der sie unter den «Kindern des Lichts» die Farbe der Stetigkeit und Treue wählen ließ. Im ganzen ist das Verhalten der Kinder zur Farbe dem des Naturmenschen recht ähnlich. Beide haben eine Neigung zum Bunten, in dem lebhafte Farben in höchster Kraftfülle ohne Versuch der Harmonisierung zusammenklingen. Starke Gegensätze gesättigter Farben erwecken höchste Lustgefühle in ihnen. Die kindliche Seele, in der selbst noch Einheit ist, trachtet noch nicht nach äußerer Harmonisierung; es ist die Mannigfaltigkeit, die das Auge des Kindes erquickt. Schwingen nicht in uns allen Kindheitserinnerungen mit, wenn wir uns am Feldblumenstrauß auf dem Tisch erlaben, dessen Farbenbuntheit außerhalb der Natur leicht grell und verletzend wirken könnte?

Soweit Kinder unter dargebotenen Farben bewußt wählen, scheint freilich Blau eine Vorzugsstellung zu genießen. Gina Zangger hat an eigenen und fremden Versuchen festgestellt, daß vom 9. Monat an Blau den Rang des vom Säugling zuerst am deutlichsten wahrgenommenen Rot, Orange und Gelb einnimmt und vom 2. bis 3. Jahr an allgemein an der Spitze der Farben steht, nach denen die Kleinen am liebsten haschen. Daß der Farbensinn sich rascher entwickelt als der Geruchsinn, kommt dem Schutz der Kinder vor ihnen gefährlichen Giftstoffen zugute, die man, wo sie aus ihrem Bereich nicht zu entfernen sind, mit den am wenigsten anziehenden Farben Grau und Braun bekleidet, die sie auch bei angenehmem Duft gleichgültig lassen.

Beim eigenen Malen der Kinder tritt die Freude an großer Buntheit zurück, und ihre farbigen Zeichnungen sind meist auf einfache Dreiklänge gestellt. Größere, mit ausgeprägtem Farbengefühl hingegen passen bisweilen ihre Farbwahl mit erstaunlicher Sicherheit dem Stimmungsgehalt des Darzustellenden an. Ein zwölfjähriger Knabe erzählte in 16 Bildern die Geschichte Robinsons. Auf den ersten 8 Bildern, wo der Held noch mehr der leidende Teil ist — Robinson am Meeresstrand — Wird ans Land geworfen — Sturmflut — Robinson übernachtet auf einem Baum — Robinson hält Umschau usw. — überwiegt Blau ganz intensiv, belebt durch Grün und Gelb; sogar Robinsons Gesicht ist blau. In den folgenden, wo Robinson aktiv im Existenzkampf steht, tritt es hinter Grün und dem erregenden Rot immer mehr zurück. Auf den letzten 4 Bildern, wo Robinson die Hauptprobleme gelöst hat und zu einer selbstgeschaffenen, geregelten Lebensweise gelangt ist, setzt Blau wieder kräftiger ein, doch nicht mehr so vorherrschend wie auf den ersten.

Auch in der Heilpädagogik, besonders der anthroposophischen, hat man die kindlichen Reaktionen auf Farbreize zu ergründen und sich zunutze zu machen gesucht. Alles kommt dabei in Betracht, von den Farben des Zimmers und anderer Gegenstände in der nahen Umgebung des Kindes bis zur Tönung der Kleider, die man ihnen anzieht. Man hat merkwürdigerweise beobachtet, daß aufgeregte Kinder durch Rot und Rotgelb beruhigt, unregsame jedoch durch Blau oder Blaugrün angeregt wurden; erklärt wird diese überraschende Wirkung damit, daß bei dem Andringen der einen Farbe auf das Kind im Innern die Gegenfarbe erzeugt würde, von der nun die Heilwirkung ausgehe. Diese Erscheinung verdient weiter nachgeprüft zu werden.

Sicher ist wohl, daß Kinder mit ungebrochenem Erlebnisvermögen am «farbigen Abglanz» noch das Leben selber haben und rein genießen und daß ihnen weiter Spielraum gewährt werden soll, sich der Farbenfreude zu öffnen.

Elisabeth Rotten

Walter Koch: Psychologische Farbenlehre. Halle 1931. — *Gina Zangger:* L'enfant et le poison. Paris 1938. — *Wolfgang Pfleiderer:* Die Geburt des Bildes. Stuttgart 1930. — *Rud. Steiner:* Die Erziehung des Kindes vom geisteswissenschaftlichen Standpunkt aus. Dornach 1932.

Offener Brief an Pieter

Lieber Pieter! Nein, Sie sollen keinen Schrecken bekommen, trotzdem ich «ihre» Mutter bin. Ich kann mir nämlich ziemlich genau vorstellen, was Sie jetzt denken. Denn nicht wahr, es ist ja nicht das erste Mal, daß ich mich Ihnen gegenüber vernehmen lasse, mich einmische vielleicht. Sie wissen, was ich meine: jenen Abend im Kursaal, wo wir zu Hause in unserer braunen Berghütte etwas beunruhigt auf Veronikas Heimkommen warteten. Glauben Sie, daß mir damals genau so wenig wohl war wie Ihnen? Daß ich ein paarmal ansetzen mußte, bis diese eiskalte, metallene Türklinke endlich nachgab und mir statt der sternkühlen Winterluft die rauchgeladene des Saales um den Kopf zog?

Aber dann war ja Veronika da, waren Sie da, im flotten Trott, den diese rührende, kleine Kapelle all den munteren Paaren unter die dicken Skischuhe streute. O, die lustige Situation gewann absolut die Oberhand gegenüber der Sorge vorher, die immerzu nach Veronikas langem Ausbleiben gefragt. Und nicht wahr, ich hab's doch wieder gut gemacht. Ich habe sie nicht mit mir genommen, habe sie Ihnen gelassen, mehr noch, wir haben sie ziehen lassen, als Sie sie einluden zum Ball nachher, viel später wo Sie und wir und der ganze Schub loser Feriengäste wieder zurück waren im Alltag und der grauen Eintönigkeit unserer Städte.

Eine kleine Weile habe ich Sie damals beobachten können. Ihr Gesicht, das Ihr Inneres so selten deutlich, fast möchte ich sagen, schon im Profil trägt. Und ich hab auch Veronika gesehen, ihre vertrauten Züge und auch darin war zu lesen; aber auch davon sage ich Ihnen jetzt nicht mehr. Nur soviel: ich habe jenes Neue, was ich damals an ihr fand, noch öfters an ihr absehen können, all die drei Wochen hindurch, ehe Ihr Brief kam mit der Einladung zu Ihrem Fest.

Ob sie gehen durfte? Das — haben wir uns erst hinterher überlegt. Ja, sehen Sie, so unbesonnen sind sogar zuweilen auch die «großen» Leute. A priori sozusagen, war es selbstverständlich, daß Veronika am nächsten Tag ihr schönstes Briefpapier hervornahm und Ihnen mit ihrer molligen Schrift zuschrieb. Nicht ganz ohne unsere Beihilfe, denn es galt ernst: ob es auch recht so sei? Und daß dann das Ballröcklein revidiert wurde und ein sammtenes Täschlein dazu gebaut — einen ganzen Tag hat's mich gekostet — und zehnmal im Tag auf und ab geraten, was denn sonst mitzunehmen und anzuziehen sei. Und nebenbei gewartet, gewartet wurde auf Ihre Rückantwort und dazwischen wieder entschuldigt: er hat soviel zu tun und es ist gewiß in Ordnung, auch ohne daß er noch einmal schreibt. Und daß ich ihr bei ihrem Abgang einer immerhin seltsam unsicheren nächsten Zukunft entgegen, doch sehr ehrlichen Herzens ein Stück weiter helfen konnte: sei sicher, er ist am Bahnhof, am Zug! Denn ich hatte Ihr Gesicht gesehen, damals!

Und wie es dann kam, wissen Sie besser als ich. Aber von dem, was noch weiter geschah, nach diesem festlichen Weekend, davon weiß auch ich ein wenig. Briefe kamen und Briefe gingen, und Veronika zeigte keinen mehr, ehe er abreiste: ob er auch recht so sei? Und ihr Briefblock, der sonst weit über ein Jahr reichte, hatte schon sechs Wochen nach Weihnachten, sechs Wochen nach den Winterferien die Hälfte seiner Blätter verloren. Wohin waren sie geflogen? Und was trugen sie fort auf ihren weißen Seiten?

Es ist nicht die erste Kameradschaft oder Freundschaft, die Veronika zu einem «Buben» gefaßt hat. Und es waren lauter Menschen, die man gern haben mußte um ihrer Hingabe an das Leben, um ihrer eigenen lieben Jugend willen und ihrer Verehrung zu Veronika. Aber sie hatte zu tragen am Gewicht dieser Liebesgeschenke der Gleichaltrigen voll Unreife und beschwert mit allzuviel Nöten und Spielereien, die ihre Stunden vertändelten, verbrauchten, so daß sie zuweilen viel Abstand benötigte, um sich selbst wieder zu finden. Stets hatte sie Wille sein müssen, Ziel und Rat und schließlich Entscheidung. Letzte Entscheidung, die Scheiden hieß und Trennung, nach der sie die Arme in die Luft warf, sich auf die vernachlässigten Bücher stürzte: frei!

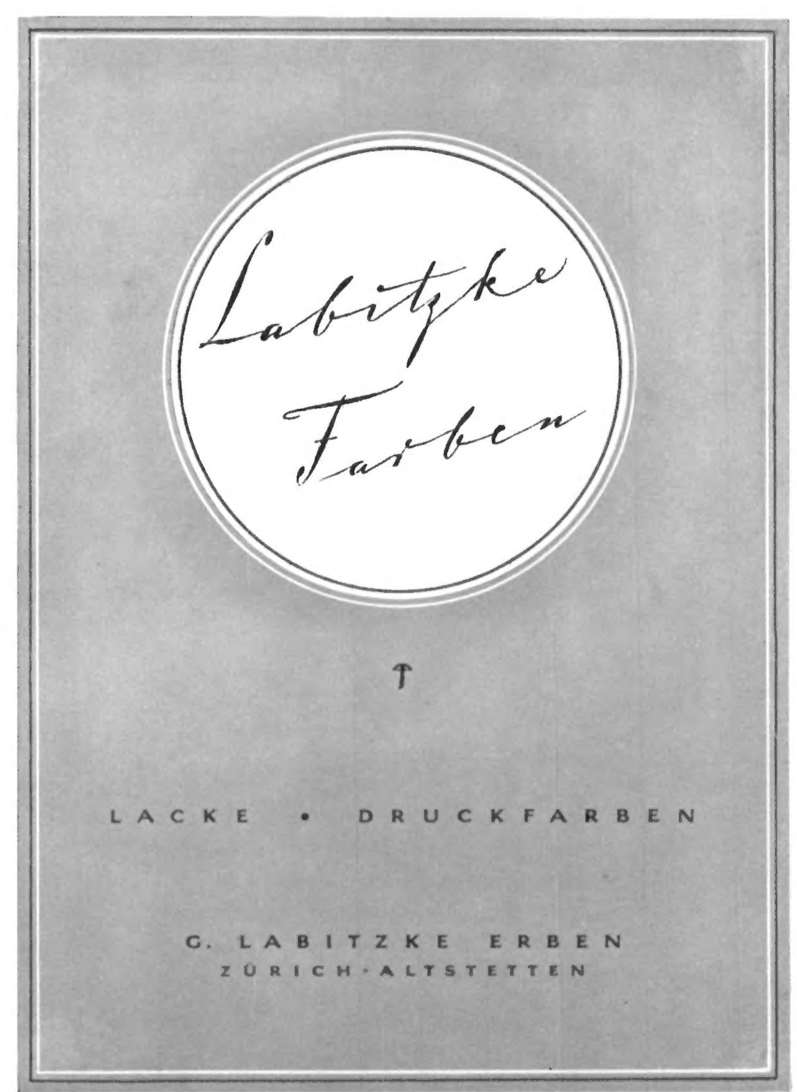
Diesmal aber ist alles anders. Diesmal steht nicht sie selbst obenan, sondern ein anderer, ein anderes, ein Etwas, was sie vorläufig nur als Ihr Größer-, Aelter- und Reifersein empfindet, aber doch mit einem: ich weiß nicht, was es ist, es ist einfach da, in seinem ganzen Ausmaß zu ahnen beginnt. Es ist einfach da, und es ist gut. Muß gut sein. Denn Veronika hütet es und bewahrt es. Ihre Augen sind glänzender geworden, ihre Hände behutsamer und sie geht durch die Tage wie wenn sie eine brennende Kerze vor sich trüge, die nicht verlöschen darf.

Veronika ist jung und Sie, Pieter, sind jung. Nun Ihr Euere Gedanken und Euer Erleben füreinander denkt und lebt, seid Ihr eingetreten in den Garten des Vorsommers, in dem jede Blüte und jeder Trieb weiß, daß kein Schnee und kein Frost ihn mehr verkümmern läßt. Daß er vielmehr weiterwachsen darf und sich entfalten im warmen gesegneten Licht dieser Zeit. So lassen wir Ihnen denn Veronikas kleine Hand in Ihrer guten und sicheren Freundesfaust. Wer weiß, vielleicht gelingt Ihnen, was uns nie gelang: gewöhnen Sie ihr das Fingernagelkauen ab! Das wäre so fürs erste kein kleines Ding! — Und nun, lieber Pieter, über alles einen hohen Sommer und ein weites Jahr! *«Ihre» Mutter.*

Hollo


MAGGI^s
WÜRZE
hilft noch im letzten Augenblick
Maggi's Würze


Jetzt wieder erhältlich!
Der HOOVER
Er KLOPFT . . . er bürstet . . . und saugt
Der Helfer der Hausfrau
Er arbeitet spielend leicht
Er schont Ihre Teppiche
Er spart Ihnen Zeit
Trotz vielen Verbesserungen zu
VORKRIEGSPREISEN
+ WUST.
Zwei Modelle
Verlangen Sie unsere ausführlichen Prospekte mit Preisen
HOOVER-APPARATE A.G., Limmatstr. 45, ZÜRICH / Tel. (051) 256680


Labitzke Farben
LACKE • DRUCKFARBEN
G. LABITZKE ERBEN
ZÜRICH-ALTSTETTEN


SEIFE IN
NEUARTIGER FORM